

TIMETRAVELLER

Reisen durch Zeit und Raum

Episode 7

RUINEN

von G. Arentzen

WWW.GEISTERSPIEGEL.DE

Die große Onlineserie

Gunter Arentzen

Timetraveller - Reisen durch Zeit und Raum

Episode 7

Ruinen

Cover und Coverbild © 2008 by Tommy Tohang

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.
Copyright © 2012 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de

Ruinen

Prolog

I

Airuda kannte die Risiken. Er hatte gesehen, was die *Zombies* mit seinem Vater und seinem Bruder gemacht hatten. Er wusste, dass diese Wesen keinen Respekt vor dem Leben hatten, keine Angst kannten und jeglicher Menschlichkeit beraubt in den Ruinen von *Fort Baker*, einer einst blühenden Metropole inmitten der Wüste, vor sich hin vegetierten. Und doch blieb dem Mann nichts anderes übrig, als auf die Jagd zu gehen. Gelang es ihm und seinen Freunden nicht, Nahrung und Medikamente herbeizuschaffen, würde es in *New Hope* zu einem Aufstand kommen. Schon jetzt litten die Menschen dort unter der Rationierung. Schon jetzt verstanden viele von ihnen nicht, warum sie sparen mussten – mit der Fülle vor Augen, die ihnen *Fort Baker* bot.

»Also, Leute – ihr wisst, wie es geht. Keine Extratouren, keine Heldentaten. Wir fahren rein, laden den Wagen voll und verschwinden wieder. Noch Fragen?«

Fuck, was für eine Scheiße, dachte Airuda. *Natürlich haben sie noch Fragen*. Er schaute in die Milchgesichter, die sich ihm angeschlossen hatten. Kaum einer war älter als zwanzig, keiner war je da draußen gewesen, um Nahrung zu beschaffen. Sie hielten ihre Waffen in Händen, als seien sie ihre Rettungsanker. Aber da draußen, das wusste der 35-Jährige, nutzte ihnen im Ernstfall gar nichts. Im Gegenteil; der fatale Glaube, eine Knarre in Händen würde Schutz bieten, hatte so manchen Mann das Leben gekostet.

Am liebsten hätte er die Jungs zu Hause gelassen, damit sie noch ein paar Monate in Mamas Schoß reiften. Aber diesen Luxus konnten sie sich nicht erlauben. Er war ein Veteran, doch dies konnte sein letzter Ausflug nach *Fort Baker* sein. Geschah dies, gab es kaum noch erwachsene Männer, die sich um die Versorgung kümmern konnten. Viele waren krank, manche würden den Jahreswechsel nicht mehr erleben. Er musste die Milchbärte *jetzt* zu Männern machen. Ehe es zu spät war, und die Kolonie endgültig unterging.

Als ob wir es verhindern könnten, dachte er bitter. Airuda öffnete die Fahrertür des Lkws und stieg ein. Kurz darauf dröhnte der Motor des

Fahrzeugs laut in der großen, aber überwiegend leeren Halle.

Ein stabiles Rolltor glitt zur Seite, kaum dass Airuda Gas gegeben hatte. Kurz darauf fuhr er mitsamt seinen acht Begleitern über die Hauptstraße von *New Hope*, winkte einer Frau zu, die vor ihrer Hütte stand, und verließ keine fünf Minuten später die Kolonie.

Hinter ihm, auf der offenen Pritsche des Wagens, herrschte eine nahezu gespenstische Stille. Im Rückspiegel konnte er die acht Männer – *Jungs*, wie er sich in Gedanken korrigierte – sehen. Sie saßen auf ihren Plätzen, klammerten sich mit einer Hand an die Ladegurte und mit der anderen an ihre Gewehre. Im grellen Sonnenlicht der Wüste, die sich rings um die Kolonie und auch um *Fort Baker* erstreckte, wirkten sie erschreckend bleich. Doch das *Wissen* um die Gefahr war nicht genug. Keiner von ihnen hatte den Schrecken gesehen, der zwischen den hohen Mauern lauerte. Keiner von ihnen war je mit einem *Zombie* konfrontiert worden, hatte auf einen von ihnen schießen oder vor einer ganzen Horde fliehen müssen. Das, was die Kids auf der Pritsche besaßen, war leeres, substanzloses Wissen. Ihm fehlte der Gestank, den *Fort Baker* verströmte, ihm fehlte das Grauen, die Angst, die Abscheu.

Dinge, die sie in weniger als einer halben Stunde kennenlernen würden, dessen war sich Airuda sicher. Ebenso sicher war er sich, dass nicht alle von ihnen nach *New Hope* zurückkehrten. Einer oder zwei würden auf der Strecke bleiben, wenn es schlecht lief auch mehr. Nur ein einziges Mal war es ihnen gelungen, eine Jagd *ohne* eigene Verluste abzuhalten. Ein denkwürdiger Tag, der begossen worden war.

Airuda betete für eine Wiederholung, doch sollte es einen Gott geben, so hatte er sich schon lange von den Menschen abgewandt.

Nach knapp zwei Meilen wurde die Straße schlechter. Wind hatte Sand auf den Asphalt geweht, an manchen Stellen war der Teer aufgeplatzt. Die extremen Temperaturschwankungen in der Wüste machten eine ständige Pflege der Straßen notwendig. Aber es gab niemanden mehr, der diese Aufgabe übernommen hätte.

Mehrfach rumpelte der LKW durch Schlaglöcher. Die Milchbärte auf der Pritsche wurden durchgeschüttelt, aber keiner beschwerte sich. Wieder schaute Airuda in den Rückspiegel. Er kannte jeden einzelnen dieser jungen Burschen, vor allem aber kannte er deren Eltern. Manche sahen in dieser und den nachfolgenden Generationen die Zukunft der Kolonie, des Landes – vielleicht sogar der Welt.

Aber Airuda wusste es besser. Seine Schwester war Ärztin in *New*

Hope und sie hatte ihm gesagt, dass kaum eine Hoffnung bestand. Die Zukunft stand für ihn festgeschrieben. *Leere Häuser, verlassene Straßen, Schaukeln, die nur noch vom Wüstenwind bewegt wurden.*

Das war die Zukunft von *New Hope*, dem Land, der Welt. Das und nichts anderes.

Als Airuda wieder auf die Straße schaute, sah er am Horizont eine hellbraune Wand, welche die Straße abzuschneiden schien. Er drückte einen Knopf neben dem Lenkrad und schloss damit das Verdeck der Pritsche. Wenige Minuten später spürte er bereits den scharfen, heißen Wind gegen den Wagen fegen. Er musste nun deutlich langsamer fahren und zudem darauf achten, nicht von der Straße gedrückt zu werden. Sand prasselte gegen das Blech des Wagens. Er schmirgelte die Farbe ab und gelangte auch ins Innere des Motors. Airuda hoffte, dass der Sandsturm keinen Defekt verursachen würde. Nicht vorzustellen, wenn sie in oder kurz vor *Fort Baker* einen Motorschaden erlitten. Die Folgen wären katastrophal.

Er schaltete die Lichter ein, da der Sand das Licht filterte. Es fiel Airuda schwer, die Straße zu erkennen. Dennoch fuhr er weiter. Anzuhalten bedeutete ein noch größeres Risiko. Wurde der Wagen unter dem Sand begraben, saßen sie in der Falle.

Erleichtert atmete der Mann auf, als sie den Sturm hinter sich ließen. Obwohl es keinen Grund gab, sich zu entspannen – denn vor ihm lag *Fort Baker*.

Die hohen Ruinen der Stadt wirkten auf Airuda wie ein Menetekel. Sie kamen näher mit jeder Sekunde, und je höher sie sich vor ihm auftürmten, umso deutlicher trat das Grauen zutage, welches sie symbolisierten. Diese Trümmer standen für das, was sie einst besessen und in ihrer unermesslichen Dummheit verloren hatten. Es stand für das Grauen, das sich die Menschen selbst bescherten. Für die Selbsterstörung, der sie sich mit wehenden Fahnen hingaben.

Und für das Elend, in dem sie nun lebten.

Airuda öffnete die Klappe hinter ihm, um mit den Jungs auf der Pritsche zu sprechen. »Macht euch fertig«, rief er, »wir sind gleich da.

Waffen scharf, keine Risiken. Ich will, dass wir alle wieder nach Hause kommen.«

Aus dem Augenwinkel nahm er eine Bewegung wahr. Kurz darauf stolperte ein *Zombie* auf die Straße. Die fast nackte Gestalt stand plötzlich vor dem Wagen und glotzte ihm entgegen.

Airuda gab Gas. Er sah die dumpfen Augen, die eingefallenen Wangen und die von Wunden und Ausschlag übersäte Haut des Mannes, der nun träge seine Arme hob. Ob er sich schützen oder den LKW anhalten wollte, wusste Airuda nicht. Die meisten *Zombies* besaßen keinen Selbsterhaltungstrieb. Wahrscheinlicher war daher, dass er den Wagen stoppen und sich über die Insassen hermachen wollte.

Ein dumpfer Laut erklang, als der Wagen mit dem ausgemergelten Körper kollidierte. Der *Zombie* wurde nach vorne gestoßen. Er prallte hart auf den Asphalt auf, ehe ihn die Räder des Lkws zermalmten. Das, was am Ende auf der Straße liegen blieb, war ein rot-grauer Brei aus Knochen, Fleisch, Eingeweiden und Blut. Selbst der Kopf war zerstört worden. Er erinnerte Airuda an eine zermatschte Melone.

Einer der Milchbubis auf der Pritsche würgte. Dies war der erste Kontakt mit dem Grauen, aber es würde keinesfalls der letzte sein.

II

Jermaine sprang von der Pritsche des Lkws und entsicherte seine Waffe. Sein Blick fiel in die Runde. Er nahm den bestialischen Gestank wahr, der aus den Ruinen hervordrang. Die Sonne spiegelte sich in den noch intakten Scheiben, die Luft war erfüllt von seltsamen, beängstigenden Geräuschen. Grunzen, Schlürfen und Knistern. Als würden unzählige Ratten zwischen den Häusern hausen.

Aber Jermaine wusste es besser.

Das, was sie hier hörten, waren die *Zombies*.

»Shit«, riss ihn eine Stimme aus seinen Gedanken. Jermaine drehte den Kopf und sah Wilbur neben sich stehen, mit ängstlichem Gesichtsausdruck und zittrigen Fingern. »Hast du es dir so vorgestellt?«

»Natürlich«, erwiderte Jermaine großspurig. »Airuda hat uns schließlich darauf vorbereitet. Also, kack dir nicht in die Hose.«

»Ich ...« Wilbur dachte kurz nach. »Hast du keine Angst?«

»Nein. Und ich kotz mich auch nicht fast voll, nur weil ich einen toten *Zombie* sehe. Also komm, Hosenscheißer. Laden wir den Wagen voll und jagen ein paar Stinker.«

Jermaine schaute zu seinen Kameraden, die bereits zu dem großen Supermarkt eilten. Fleisch, Fisch und Gemüse darin waren längst verdorben. Auch die Eier und Milchprodukte waren unbrauchbar. Aber all die Konserven und Medikamente in den Regalen waren zehn und mehr

Jahre haltbar. Sie würden die Kolonie noch lange ernähren können. Zumal dies nur ein Supermarkt von unzähligen war. Einst hatten hier über eine Million Menschen gelebt. Sie waren ihrer Arbeit nachgegangen, hatten geliebt, gehasst, gefeiert, und gespielt.

Doch dann, eines Tages, endete all das.

»Wir müssen ins Lager«, rief Wilbur und riss damit Jermaine erneut aus seinen Gedanken. »Also komm. Ich will so schnell wie möglich nach Hause.«

Widerwillig folgte Jermaine seinem Kameraden. Gemeinsam durchquerten sie den Supermarkt. Dabei passierten sie die Spielzeugabteilung, die Comicständer und auch die Regale mit den Spirituosen. Jermaine griff im Vorbeigehen nach einer Flasche mit Brandy, öffnete sie und nahm einen tiefen Schluck. Anschließend reichte er sie an Wilbur weiter, der jedoch ablehnte.

Ein breites Grinsen umspielte Jermaines Lippen, ehe er noch einmal die Flasche ansetzte, sie dann aber achtlos auf ein Regal stellte. Kurz darauf erreichten sie das Lager. Wilbur öffnete vorsichtig die Tür, während Jermaine seine Waffe hob. Doch er konnte keinen *Zombie* entdecken. Durch das Oberlicht fiel helles Sonnenlicht. Die Temperatur des Lagers lag weit unter der im Laden selbst. Auch fünf Jahre nach der Katastrophe funktionierten die Klimaanlage klaglos. Die Technik wurde zwar nicht mehr gewartet, kam aber dank Fotovoltaik und verschleißfreien Teilen ohne ständige Überwachung aus. In diesem Teil des Landes hatte man schon immer mit den Extremen der Natur rechnen und entsprechend planen müssen.

»Komm, wir holen das Obst«, rief Wilbur. Er lief ein Stück in das Lager hinein, ehe er stehen blieb und sich umschaute. Er sah die Packungen mit Dosenpfirsichen, Ananas und Mandarinen in eigenem Saft. Doch gerade, als er nach einer solchen Kiste greifen wollte, schob sich links von ihm ein Körper zwischen zwei Regalen hervor. Ein scharfer Gestank stieg Wilbur in die Nase. Es roch nach verfaulendem Fleisch und Exkrementen.

»Shit«, rief der junge Mann und ließ seine Waffe von der Schulter gleiten. Doch noch bevor er reagieren konnte, donnerte hinter ihm ein Schuss auf. Die Kugel erwischte den *Zombie*, riss seinen Kopf in den Nacken und ließ ihn rückwärts in eine Packung Toilettenpapier fallen. Ein Beben floss durch seinen Körper, dann lag er still.

»Yu-hui«, rief Jermaine, lud die Waffe durch und eilte an Wilbur vor-

bei. »Da sind noch mehr von denen.«

Wieder fielen Schüsse, unterbrochen von Jubelrufen. »Ich schnapp mir diese Höllenbrut. Ich mache sie fertig, Buddy.«

»Wir sollen sie nicht jagen«, rief Wilbur ängstlich. »Wir sollen lediglich die Fracht einladen. Also ...«

Seine Worte wurden von weiteren Schüssen unterbrochen. Doch plötzlich erklang ein unartikulierter Schrei, gefolgt von einem dumpfen Schlag.

»Jermaine?« Wilbur entsicherte seine Waffe und ging um das Regal herum. »Jermaine, kannst du mich ...«

Die Worte blieben ihm im Halse stecken. »Nein«, wisperte er tonlos, als er seinen Freund reglos auf dem Boden liegen sah. Um ihn herum kauerten acht *Zombies*, die an der Kleidung des Mannes zerrten. Blut floss aus einer klaffenden Kopfwunde, ein Messer steckte tief in Jermaines Brust. Einer der *Zombies* schlabberte das Blut auf.

»Nein«, wiederholte Wilbur. »Nein, das ...« Er riss das Gewehr in die Höhe. Er zielte auf einen der *Zombies*, doch noch bevor er abdrücken konnte, nahm er das Geräusch hinter sich wahr.

Er erstarrte.

Langsam drehte sich Wilbur um. Er sah die fauligen Zähne eines *Zombies* sowie die tief liegenden Augen. Dann spürte er einen scharfen Schmerz, der sich in seine Brust bohrte.

Fassungslos schaute er an sich herab. Er sah den Griff eines Messers aus seiner Brust ragen. Seine Knie wurden weich, Schwärze umfasste ihn – dann knickte er ein. Er spürte nicht mehr, dass ihm die Kleidung vom Leib gerissen wurde und sich Zähne in sein Fleisch bohrten.

III

Als Airuda eine Stunde später den Wagen in Richtung *New Hope* lenkte, hatte er drei der acht Jungs verloren. Seine Hände umklammerten hart das Lenkrad. *Wieder ein hoher Preis für die Lebensmittel. Ein viel zu hoher Preis.*

Doch er wusste, dass sie wieder hinausfahren, wieder Vorräte einladen und wieder Freunde verlieren würden. Bis niemand mehr übrig war, um die Kolonie zu versorgen.

Das ist unser Schicksal, dachte er verzweifelt. *Und wir haben genau das verdient.*

Kapitel 1

I

Ein fahler, blauer Blitz zuckte inmitten der Wüste auf. Dort, wo sich zuvor nur Sand und ein paar Käfer befunden hatten, die aufgrund ihres Panzers und eines geschickten Flüssigkeitshaushaltes ihrer kleinen Körper auch die größte Hitze überstehen konnten, erschienen quasi aus dem Nichts vier Personen; drei Männer und eine Frau, die sich verwirrt umsahen und einen Moment brauchten, ehe sie begriffen.

»Das darf doch nicht wahr sein«, stöhnte Ken, während er zu Boden sank. »Gerade noch die frostige Kälte, nun die Gluthitze der Sahara.« Er drehte den Kopf. »Wo in aller Welt sind wir hier?«

»In einer Wüste«, gab Markus trocken zurück. »Mehr kann ich dir auch nicht sagen.« Er schenkte der Zeitmaschine einen kurzen Blick.

»Sie braucht ein paar Stunden, ehe sie wieder aufgeladen ist. Andererseits sollten wir eruieren, *wo* wir gelandet sind. Wer weiß, vielleicht sind wir zu Hause und merken es nicht.«

Claire lächelte scheu. Der Gedanke, wieder zu Hause zu sein, gefiel ihr. Sie sehnte sich nach Uni, ihrem gemütlichen Zimmer im Haus ihrer Eltern und auch nach dem Trott, den das Studentenleben mit sich brachte. Vor allem aber hatte sie genug von Gefahren, Schießereien, Feinden und all dem, was sie seit dem Beginn ihres Abenteuers erlebt hatten.

Sie wollte nicht mehr vor seltsamen Kreaturen fliehen, sich mit riesigen Tieren auseinandersetzen oder gar auf Aliens stoßen.

»Genie«, grummelte Dan. »Dass wir in einer Wüste sind, habe ich auch gemerkt. Nur zwei Schritte, und schon habe ich Sand in den Schuhen.« Er schaute sich um und deutete schließlich mit ausgestrecktem Arm auf eine Düne. »Ich gehe mal da hoch und schaue mich um.«

»Gute Idee.« Claire sank in den Sand. Dabei sah sie, dass ein toter Käfer unter ihren Sohlen hing. Die Tiere waren immun gegen Hitze, nicht gegen das Gewicht eines Menschen. »Ach igitt«, murmelte sie.

»Ich hoffe nur, wir finden eine Siedlung oder zumindest eine Oase«, ließ sich Ken vernehmen. »Keine Ahnung, wie lange man ohne Wasser durch die Wüste laufen kann. Aber sicher nicht allzu lange. Von etwaigen Temperaturschwankungen ganz abgesehen.«

»Das klingt nicht sonderlich ermutigend«, beschwerte sich Claire. Sie

wollte in diesem Moment keine Unkenrufe hören. »Bisher hat es uns nie allzu weit von anderen Menschen verschlagen. Auch diesmal wird es nicht anders sein.«

Markus nickte, während er sich in den Sand legte. »Ich habe bei jedem Zeitsprung Angst, dass wir in einem Ozean oder auf einem Berg materialisieren. Aber das ist bisher nie geschehen. So, als würde jemand oder etwas dafür sorgen, dass wir recht schnell Kontakt zu anderen Menschen bekommen. Auch wenn dieser Kontakt nicht immer erfreulich ist. Außerdem ...«

Er wurde unterbrochen, denn Dan machte auf sich aufmerksam. Er stand auf der Düne, rief ihnen etwas zu, das die drei Zeitreisenden jedoch nicht verstanden, und winkte dabei aufgeregt.

»Er hat etwas gefunden«, stellte Claire zufrieden fest, sprang auf und schlurfte durch den Sand in der Hoffnung, auf diese Weise den Käfer vom Schuh abstreifen zu können. Mit der Zunge befeuchtete sie etwas ihre Lippen. »Eine Oase würde mir für den Moment schon reichen. Ich habe Durst.«

»Nicht nur du.« Ken schloss zu ihr auf, während Markus zurückblieb. Der Deutsche schaute in den strahlend blauen Himmel. Sein Gesicht drückte Besorgnis aus, während er tief einatmete und das Aroma der Wüste aufnahm. Er glaubte, einen Duft auf der Zunge schmecken zu können, der ihm vertraut vorkam. Aber etwas in ihm sperrte sich dagegen, das eine, das Unwahrscheinliche zu denken.

»Kommst du?«, hörte er Claire rufen. »Oder willst du hier in der Wüste Wurzeln schlagen? So schön ist der Sand doch gar nicht.«

»Nein.« Markus beeilte sich, zu seinen Freunden aufzuschließen. Gemeinsam gingen sie zu jener Düne, auf der Dan noch immer stand und wartete. Kurz darauf standen die vier Zeitreisenden wieder nebeneinander.

»Eine Straße«, erkannte Ken, als er seinen Blick schweifen ließ. »Wenn auch in einem besch...eidenen Zustand. Sie sieht aus, als würde sie nicht mehr benutzt.«

Er folgte dem grauen, an manchen Stellen von Sand und Pflanzen bedeckten Band und sah, dass sich in der Ferne hohe Gebäude erhoben. Auch wenn die Vier nur Silhouetten sehen konnten, war eines klar – es handelte sich um Hochhäuser, um moderne Bauten, wie sie es aus ihrer Zeit und ihrer Welt kannten.

Sie schauten einander an, ohne etwas zu sagen. Doch jeder wusste,

dass sie einen Gedanken teilten. *Ist das unsere Welt? Sind wir wieder zu Hause?*

II

»Ich glaube, mein Körper verdorrt gerade«, beschwerte sich Markus, während sie die Straße entlang zu jener Stadt gingen, die sie in der Ferne gesehen hatten. Mehr als eine Stunde liefen sie nun bereits durch die Hitze. Ob sie ihrem Ziel nähergekommen waren, vermochten sie nicht zu sagen. Die Gebäude, die sich aus dem Sand erhoben, flirrten in der Sonne. Luftspiegelungen waren an einem Ort wie diesem nicht selten. Es war gefährlich, sich auf das zu verlassen, was man zu sehen glaubte. »Was gäbe ich nicht alles für ein Glas Wasser. Meine Beine fühlen sich an, als ob ...«

»Wir wissen es«, unterbrach ihn Dan barsch. »Denkst du, uns ergeht es anders? Ich schätze, hier herrschen mindestens vierzig Grad. Wir latschen auf einer heißen Straße ohne Schatten zu einer Stadt, von der wir nichts anderes als die Umrisse der Häuser sehen, keiner von uns hat Getränke dabei und uns allen hängt die Zunge auf den Schnürsenkeln. Aber *du* beschwerst dich die ganze Zeit.«

»Beruhigt euch«, fuhr Claire die beiden an. »Sobald wir in der Stadt sind, werden wir etwas trinken. Anschließend finden wir heraus, wann und wo wir sind. Offenbar haben wir es mit einer modernen Kultur zu tun, wir können also auf Zeitungen und andere Medien zugreifen, um uns zu informieren.«

»Ja ...« Markus war stehen geblieben. Er starrte zu der Silhouette, die sich vor dem blauen Horizont abzeichnete. Vier hohe Gebäude ragten in den Himmel, umgeben von mehreren kleinen Bauten. Eines davon schien eine Kirche zu sein, denn zwei Türme ragten wie spitze Finger in die Höhe. »Wir ... ich habe ein ungutes Gefühl, was diese Stadt angeht.«

»Warum?«, fragte Ken erstaunt. »Man sieht doch noch gar nichts.«

Dan kniff die Augen zusammen und spähte zu den Bauten. »Ich glaube, Markus hat recht. Schaut euch mal das Gebäude ganz links an. Das sieht doch aus, als sei es teilweise zerstört worden. Und dieser eine Kirchturm scheint nur noch ein Gerippe zu sein.«

»Ich kann das von hier aus nicht erkennen«, erwiderte Claire. »Außerdem können wir auch einer optischen Täuschung aufsitzen. Dieses

Flirren der Luft in der Hitze macht einen ganz meschugge.«

»Ich glaube nicht, dass das eine optische Täuschung ist«, murmelte Markus. Sein Unterkiefer bewegte sich hektisch. »Das ist ... Vermutlich finden wir in dieser Stadt gar nichts. Vielleicht sollten wir einfach in die andere Richtung gehen. Die Straße verbindet bestimmt zwei Städte miteinander. Was meint ihr?«

Dan schaute zu Ken. »Meinst du, er ist noch zu retten? Oder ist er nun völlig übergeschnappt? Selbst wenn die Häuser beschädigt sind, sollten wir keinesfalls umkehren. Wer weiß, wie weit wir in die andere Richtung latschen müssen.«

»Stimmt«, bestätigte Ken. »Wir bleiben bei unserem Plan. Umkehren können wir noch immer. Wer weiß, was wir hier sehen und was nicht.«

Die beiden jungen Männer gingen weiter, während Claire noch einen Moment zögernd zu Markus schaute. Sie konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, dass etwas mit dem Deutschen nicht stimmte. Er starrte ängstlich zu den Bauten und schien mit sich zu kämpfen. Noch nie zuvor hatte sie den Physik-Studenten derart ängstlich erlebt. *Vielleicht ist es nur die Angst vor dem Ungewissen*, dachte sie. *Vielleicht aber auch nicht ...*

Die Sonne versank bereits rot hinter dem Horizont, als die Zeitreisenden die ersten Ausläufer der Stadt erreichten. Es war ein Suburb, wie sie sehr schnell feststellten. Kleine Einfamilienhäuser mit Vorgärten, ein Spielplatz und ein Einkaufscenter, dessen große Schaufenster in der Abendsonne glitzerten.

Und doch, obwohl sie solche Vorstädte kannten, hatte diese hier etwas ungemein Bedrohliches, denn sie wirkte völlig ausgestorben.

Kein Mensch, kein Hund und keine Katze waren zu sehen. Wagen standen in den Einfahrten und auf dem Parkplatz des Marktes, doch niemand ging die Straße entlang, verließ den Supermarkt oder goss den Rasen. Auch waren manche der Gebäude teils oder vollständig zerstört, andere hingegen nicht. Die Stille, die den Ort umfingen hielt, war ohrenbetäubend.

»Das ist schrecklich«, wisperte Claire. Sie fühlte sich an einen dieser Filme erinnert, die ein post-apokalyptisches Szenario zeigten. Etwas hatte die Menschen dahingerafft, doch die Zerstörung an sich hielt sich in Grenzen.

»Bedrückend«, bestätigte Dan. Sie standen auf der Straße vor dem Einkaufscenter und schauten sich um. »Wir ... sollten Wasser suchen,

und auch etwas Nahrung. Und dann ...«

Er wusste nicht, was er sagen sollte. Fanden sie niemanden, mit dem sie über diese Stadt oder die Welt sprechen konnten, in die sie gesprungen waren, gab es kein *dann*. Sie mussten schlicht warten, bis sich die Zeitmaschine aufgeladen hatte, und auf die nächste Reise hoffen. Dies hier, so hofften sie, war nicht ihre Welt. Oder aber sie war es – in einer anderen Zeit.

»Stimmt«, gab Ken seinem Freund recht. »Gehen wir in den Markt und schauen uns um. Vielleicht haben wir Glück und finden Getränke.«

»Nein«, rief Markus. Panik sprach aus seinem Blick. »Wir ... sollten keinesfalls in ein Gebäude gehen. Wir sollten gar nicht hier sein. Lasst uns umkehren. Hier finden wir keine Antworten.«

»Was ist los?«, fragte Claire. Sie trat an den Physikstudenten heran.

»Du benimmst dich komisch. So, als wüsstest du mehr als wir.«

»Das ist doch Unsinn«, wehrte der Deutsche schwach ab. »Wie soll das möglich sein? Aber diese Atmosphäre – spürt ihr es nicht? Wer weiß, was in den Häusern lauert? Die Menschen müssen doch irgendwo sein. Da stehen Wagen auf dem Parkplatz. Autos, wie wir sie kennen. Was ...«

»Ich weiß, was er meint«, murmelte Ken leise. »Was, wenn wir feststellen, dass das *unsere* Zukunft ist. Was, wenn wir feststellen, dass wir in unserer Welt gelandet sind, in einer Zeit nach einer schrecklichen Katastrophe.«

Claire presste entsetzt die Hand auf den Mund, während Markus nickte.

»Selbst dann müssen wir wissen, was sich hier zugetragen hat«, erklärte Dan bestimmt. »Wenn wir es in Erfahrung bringen und die Menschen in unserer Zeit warnen können, dann ...«

»Man kann es nicht verhindern«, schrie Markus plötzlich. »Denn man reist nicht innerhalb seiner Welt zurück. Hast du das noch nicht begriffen? Egal, wie schrecklich es auch sein mag – man kann es nicht verhindern. Du kannst ...« Er brach ab und wandte sich um. Tränen glitzerten in seinen Augen, während er trotzig zu dem Supermarkt stapfte. »Wir brauchen Wasser, sonst verdursten wir«, rief er nach ein paar Metern. »Aber seid vorsichtig.«

Claire, Dan und Ken schauten einander an.

»Habe nur ich das Gefühl, dass sich das Genie noch seltsamer verhält als sonst?«, fragte Ken nach ein paar Sekunden.

»Er benimmt sich nicht nur seltsam, sondern verdächtig«, pflichtete ihm sein Freund bei. »So, als wüsste er genau, was uns erwartet. Auch wenn ich das für unmöglich halte. Und doch ...« Er zuckte mit den Schultern. »Gehen wir.«

III

Die Tür des Einkaufszentrums stand offen. In der großen Eingangshalle befand sich ein Springbrunnen, doch kein Wasser floss aus den Mäulern der Fische, die ihn verzierten. Staub lag in dem trockenen Becken, so wie auch auf den Bänken, die rings um den Brunnen herumstanden. Der Supermarkt befand sich auf der linken Seite des Centers. Auch seine Tür stand offen, ebenso wie jene zu einem Zeitschriftenladen rechts. Alte, vergilbte Zeitungen steckten in einem hohen Ständer. Tiefer drinnen in dem Geschäft herrschte heilloses Durcheinander. Zeitungen und Magazine lagen, teils zerfleddert, teils intakt, überall auf dem Boden. Dazwischen waren Zigaretten zu erkennen, sowie Getränkedosen.

»Was mag hier vorgefallen sein?«, fragte Claire leise. Sie schaute zu Markus, als könne er es ihr sagen. Doch der Deutsche erwiderte nichts. Er wandte lediglich den Kopf, als könne er ihrem Blick nicht standhalten.

»Ein Krieg«, rief Ken. Er stand neben einer Kasse des Supermarktes und hielt eine alte Zeitung in Händen. »Es war ein Krieg, und er brach vermutlich am 27. oder 28. September 2000 aus. Hier in diesem Blatt steht, dass ein Krieg unvermeidlich ist. Die *Westliche Hegemonie* ging nicht auf die Forderung der *Östlichen Legislative* ein und nun erwarte man einen Angriff. Die Zeitung warnt, welche Waffen möglich seien. Es ...« Er brach ab und legte die Zeitung beiseite.

»Wie dem auch sei – die Waffen schaden den Menschen, ohne die Infrastruktur zu zerstören. Genau das, was wir nun sehen. Offenbar schlug die *Östliche Legislative* los.«

»Wie schrecklich«, wisperte Claire. Sie betrat ebenfalls den Supermarkt. »Nun wissen wir zumindest, dass dies nicht unsere Welt ist. Nicht China, Russland oder Terroristen waren für dieses Grauen verantwortlich, sondern eine *Östliche Legislative*. Auch feierten wir das neue Jahrtausend, ohne von einer solchen Katastrophe betroffen zu sein. Suchen wir Getränke und Nahrung und warten einfach, bis die Maschine aufgeladen ist. Weiter in die Stadt hinein müssen wir nicht, oder?«

»Nein.« Dan ging zwischen zwei Kassen hindurch in den Laden hinein und besah sich die Regale. »Ist euch schon einmal aufgefallen, dass wir uns in jeder Welt, die wir bisher besuchten, verständigen konnten? Auch hier spricht man unsere Sprache. Obwohl sie manche Worte ein wenig anders schreiben.«

»Sprache ist vielleicht einige der wenigen Konstanten im Gefüge der Multiversen«, dozierte Markus. In einem elfdimensionalen Raum, folgend der Theorie von Marquett, dürfte damit ...« Er schwieg, als er die verblüfften Blicke seiner Freunde sah. Nervös nahm er sich die Brille ab und putzte sie. »Nun ja, es scheint, als sei die Sprache überall nahezu gleich.«

»Wer ist Marquett?«, fragte Ken. »Von dem habe ich noch nie etwas gehört.«

»Er ist ... war ... Physiker«, erwiderte Markus leise. »Ich habe ein Buch von ihm gelesen. Ein sehr fähiger Mann, doch leider ...« Er winkte ab.

»Ich habe Durst.«

»Etwas geht hier vor, und das gefällt mir gar nicht«, zischte Claire. »Diese Umgebung ist schon unheimlich genug. Und nun auch noch das Verhalten von Markus.«

Dan hatte die Bemerkung der jungen Frau nicht gehört. Er ging die schmalen Gänge entlang auf der Suche nach Getränken und etwas Essbarem. Dabei bemerkte er, dass ein Teil der Ware noch immer in den Regalen lag, ein anderer Teil jedoch überall auf dem Boden verstreut lag. Viele der Packungen waren aufgerissen. Was immer hier geschehen war – es musste Überlebende gegeben haben, denn Tiere wäre anders mit den Tüten und Kartons umgegangen, die er sah. Einige waren ordentlich aufgerissen worden, andere wiesen glatte Schnittkanten auf. Vor ihm befand sich die hintere Wand des Supermarktes. Mehrere Paletten mit Wasser, Limonade und anderen Getränken waren hier ordentlich aufgestapelt worden.

Na, wer sagt es denn, dachte Dan. Er ging zu einer grün glänzenden Kiste, nahm eine große Flasche Mineralwasser heraus und öffnete den Deckel. Anschließend roch er an der Flüssigkeit, ehe er einen tiefen Schluck nahm. *Ja, das ist noch gut.*

Zufrieden ließ er das Wasser in seinen Magen laufen, ehe er die Flasche zurückstellte und den Kasten anhub. Doch noch ehe er ihn zu seinen Freunden bringen konnte, nahm er aus dem Augenwinkel heraus

eine Bewegung wahr.

Erschrocken drehte er den Kopf. Er sah eine Regalwand mit Snacks. Chips, Salzstangen – all das, was es auch in seiner Welt gab. Sekundenlang starrte er in diese Richtung, ohne etwas Auffälliges zu bemerken. Aber gerade, als er sich wieder abwenden wollte, geschah es.

Hinter einem der Regale trat eine zerlumpte Gestalt hervor. Es war ein Mensch, daran hatte Dan keinen Zweifel, und überdies eine Frau. Auch wenn diese Kreatur grotesk aussah.

Die Kleidung an ihrem Leib bestand aus Fetzen und entblößte mehr, als dass sie verdeckte. Eitrige Wunden überzogen die Haut, Schorf hatte sich an manchen Stellen gebildet. Ein Bein der Frau schien gelähmt, denn sie zog es hinter sich her.

Das darf doch wohl nicht wahr sein, schoss es Dan durch den Kopf. Er umfasste den Getränkekasten fester. »Wer ... wer sind Sie?«

Ein unartikulierter Laut drang über die rissigen Lippen der Frau, während sie sich weiterhin Dan näherte. Ihre Hände öffneten und schlossen sich rhythmisch, schwarzer Sabber lief über ihre Lippen. Hinter ihr tauchten weitere dieser Gestalten auf.

»Leute«, rief Dan, nahm den Kasten und machte sich auf den Rückweg, »ich habe Überlebende dieses Krieges gefunden. Aber ...«

Ein lauter Schrei unterbrach ihn. Claire hatte ihn ausgestoßen und Dan begriff, dass auch sie einige dieser armen Geschöpfe zu Gesicht bekommen hatte.

»Wir müssen hier raus«, rief Markus aufgeregt. »Los, beeilt euch. Wir müssen raus und zurück in die Wüste, ehe sie uns erreichen. Sie ... sie werden uns bei lebendigem Leibe fressen. Macht schon, na wird's bald?«

Dan erreichte die Kassen und sah, dass Claire und Markus dem Ausgang entgegen strebten. Ken hingegen stand noch immer an dem Zeitungsständer und starrte die Wesen an, die links hinter einer Trennwand mit der Aufschrift *Leergut/Pfand* hervortraten.

»Ich habe Wasser. Los jetzt, raus hier«, rief Dan. Er erreichte seinen Freund und gab ihm einen Schubs.

»Ja, ja natürlich.«

Wieder erklang ein lauter Schrei von Claire, gefolgt von einem bitteren Fluch des Deutschen. Als Dan und Ken den Laden und auch das Center verließen, sahen sie den Grund – überall auf den Straßen wankten, krochen oder schlurften nun die Überlebenden des Krieges, und sie

alle schienen nur ein Ziel zu kennen – die vier Zeitreisenden.

Kapitel 2

I

Der Abend war hereingebrochen. *New Hope*, die Kolonie jener, die das Grauen des Krieges überstanden hatten, kam langsam zur Ruhe. Mehrere hohe Zäune umgaben das Gelände, um es vor den *Zombies* zu schützen. Doch die Menschen in *New Hope* wussten, dass sie bei einem massiven Angriff keine Chance haben würden. Kamen die *Zombies*, würde dies das Ende der Kolonie bedeuten. Obwohl es manchen gelingen mochte, sich durch die große Stahltür ins Innere der Anlage zu flüchten. In fünfzig Meter Tiefe, abgeschottet vom Rest der Welt, befanden sich nicht nur die Forschungseinrichtungen der Kolonie, sondern auch Lager und Unterkünfte, die an einen Bunker erinnerten.

Tatsächlich war die Anlage dort unten genau das – ein Bunker. Erschaffen, um die Bomben des Krieges zu überstehen und ein Überleben der Menschen zu sichern.

Er hatte den Waffen des Feindes getrotzt.

Das Überleben konnte er jedoch nicht sichern. Dazu war er schlicht nicht in der Lage.

Airuda hatte den Milchbärten aufgetragen, die Fracht zu verstauen. Sie hatten drei ihrer Freunde verloren und brauchten nun etwas, um sich abzulenken. Sie würden früh genug trauern und in eine gewisse Lethargie verfallen. Dies war nur natürlich, obwohl der Verlust von Freunden und sogar von Familienangehörigen in den letzten Jahren zur Normalität geworden war. Konnte man sich vor dem Krieg kaum vorstellen, seine Eltern oder Geschwister sterben zu sehen, so hatte sich dies relativiert. Der Schmerz über einen solchen Verlust war nicht mehr so stark wie einst und er hielt auch nicht mehr so lange an.

In der Abgeschiedenheit seines Zimmers lag Airuda auf dem Bett und starrte gegen die Decke. Nach seiner Rückkehr hatte er sich mit seiner Schwester Airasha getroffen und von ihr erneut das gehört, was sie ihm seit einem Jahr sagte – es gab keine Hoffnung auf Nachwuchs. Die Frauen waren nicht in der Lage, Babys zu empfangen, die meisten Männer nicht imstande, welche zu zeugen. Noch wussten es nur wenige. Jene, die sich von Airasha behandeln ließen und jene, die es wissen

mussten – die Elder, die Priesterin und er als der erfahrenste der *Jäger und Sammler*. *New Hope* funktionierte nicht zuletzt dank einer straffen Hierarchie, und in dieser stand er recht weit oben. Doch auch das würde ihm nichts nutzen.

Ein leises Klopfen an der Tür riss ihn aus seinen Gedanken. Verärgert richtet sich Airuda auf. Er hatte darum gebeten, bis zum Abendessen ungestört zu bleiben. Was also war so wichtig, dass man ihn dafür stören musste? Das Leben in *New Hope* war eintönig, denn es bestand aus täglichen Verrichtungen und dem Kampf gegen die Langeweile, die sich zwischen den einzelnen Pflichten einschlich. Der heiße Wüstenboden ließ keine Pflanzen gedeihen, sodass Landwirtschaft ausgeschlossen war. Nahrung und Wasser wurden aus der Stadt herbeigeschafft, ein paar Techniker kümmerten sich um die Fotovoltaikanlage sowie um die Funktionstüchtigkeit der Anlagen. Sich auf Dauer sinnvoll zu beschäftigen, fiel den meisten jedoch schwer.

»Was ist?«, fragte Airuda und richtete sich auf.

»Darf ich eintreten?«, fragte eine junge Stimme.

»Bitte.« Airuda hatte erkannt, wer vor der Tür stand. *Was will denn Terrence hier? Hat er ein Problem mit seiner Anlage? Himmel, ich wusste gar nicht, dass er sich überhaupt bewegt. Wann immer ich ihn sehe, sitzt er hinter seinem Pult und beobachtet seine Instrumente oder lauscht dem Rauschen des Äthers.*

Kurz darauf stand der Kommunikationsexperte der Kolonie in Airudas Raum, in der Hand einen Ausdruck. »Du erinnerst dich an die Order vom Alten, nach einem bestimmten Signal Ausschau zu halten?«

»Sicher. Seit vier Jahren sitzt du nun vor der Maschine und wartest darauf, dass ...« Er hielt inne. »Jetzt sag nicht, du hast genau dieses Signal aufgefangen.«

»Nicht *genau* dieses. Aber eines, das verdammt nah dran ist. Es tauchte vor ein paar Stunden auf. Verblasste sofort wieder. Genau, wie es der Alte sagte. Erst dachte ich, jemand würde sich einen Spaß mit mir erlauben oder es handele sich um eine Fehlmessung der Sensoren. Doch nach einer eingehenden Analyse bin ich sicher, dass es ein Treffer ist.«

Airuda sprang auf. »Weißt du, was das bedeutet? Verdammt, wir müssen raus. Und zwar sofort. *Ein paar Stunden ...* Wir hätten rascher reagieren müssen.«

»Was würde das bringen?«, fragte Terrence. »Merkst du irgendeine

Veränderung? Wir stecken noch immer in der Scheiße, oder? Dieses Signal hilft uns auch nicht.«

Airuda nickte. »Das kann sein. Dennoch müssen wir raus. Hast du dem Alten was gesagt? Oder Lindsay?«

»Der Alte bekommt nichts mehr auf die Reihe und Lindsay ... Wir sollten die Pferde nicht scheu machen, oder?« Terrence drückte Airuda den Ausdruck in die Hand. »Hier, ich habe dir eine Karte ausgedruckt. Seid vorsichtig.«

Die Pferde nicht scheu machen, dachte Airuda, während er die Karte studierte. Er fuhr mit dem Finger über das Papier. *Shit, wie kann er so blöd sein und in die Stadt wollen? Das ist ...* »Trommel ein Team zusammen. Volle Bewaffnung, denn wir müssen in die Stadt. Je schneller, um so besser.«

II

Der Wagen jagte durch die anbrechende Dunkelheit. Die Sonne war nicht mehr als ein kleiner, roter Glutball hinter den Dünen der Wüste. Wieder und wieder hüpfte der Transporter über die Schlaglöcher der beschädigten Straße. Airuda hielt das Steuer umklammert, während er aus der Frostscheibe starrte. Unterschiedliche Gefühle durchtosten ihn. War dies der Moment, auf den sie gewartet hatten? War Rettung, so unwahrscheinlich sie ihnen erschienen war, doch noch in Sicht?

Oder würde in Kürze auch der letzte Funke Hoffnung zerplatzen? War dies das Ende oder ein Neuanfang?

Er vermochte es nicht zu sagen.

»Mach dir keine Hoffnung«, flüsterte Terrence. Er saß neben Airuda und schenkte dem Mann einen kurzen Seitenblick. »Selbst wenn die Messung korrekt war, bleiben viele Fragen. Mich irritiert, dass es keine Kontaktaufnahme gab.«

»Wir werden es sehen«, presste Airuda hervor. Dabei warf er einen Blick in den Rückspiegel. Auf der Pritsche saßen lediglich drei Mann, bis an die Zähne bewaffnet. Nun waren es keine unerfahrenen Jungs mehr, denn sie hatten dem Grauen in die Augen geschaut. Das machte sie noch nicht zu Veteranen, aber zumindest würden sie sich nicht mehr ihre Hemden vollkoten, wurden sie mit *Zombies* konfrontiert. Das hatten sie hinter sich.

»Wir erreichen in Kürze die Stadt«, rief Airuda. »Haltet die Augen

offen, damit wir nichts übersehen.«

»Wir hätten zu dem Punkt fahren sollen, an dem das Signal auftrat«, wiederholte Terrence seinen Einwand zum x-ten Mal. »Ich glaube nicht, dass wir in der Stadt richtig sind. Das ergäbe aus meiner Sicht überhaupt keinen Sinn.«

»Nichts ergibt mehr einen Sinn«, replizierte Airuda. »Oder hast du den Eindruck, dass die Welt noch *sinnvoll* ist? Scheiße, wir gehen auf unser Ende zu. Alles ist den Bach runter, wir könnten uns auch gleich den *Zombies* zum Fraß vorwerfen. Das Signal ist unsere einzige Chance. Ich will nicht glauben, dass er in der Wüste liegt und verdörrt. Wir fahren in die Stadt und schauen uns um. Wenn sich dort etwas Seltsames getan hat, werden wir es früh genug bemerken.« Er drehte den Kopf, als er mehrere *Zombies* sah, die zielstrebig auf ein Einkaufscenter zuhielten.

Hart trat er auf die Bremse.

Stotternd kam der Wagen zum Stehen, die Männer auf der Pritsche schlugen gegen das Führerhaus. Terrence stieß einen bösen Fluch aus, da er hart in den Gurt gepresst worden war. »Ich glaube, ich habe was entdeckt.« Airuda fuhr wieder an, riss dabei aber das Lenkrad herum und hielt direkt auf das Center zu. Schon nach kurzer Zeit hatte er die beiden *Zombies* eingeholt. Ein harter Ruck ging durch den Transporter, als die beiden erfasst und zur Seite geschleudert wurden. Blut spritzte auf der Beifahrerseite auf, als die Räder des Wagens einen Schädel zermalmten. Terrence schaute angewidert zur Seite. Dabei bemerkte er, dass der zweite *Zombie* schwankend auf die Beine kam. War er zuvor schon gebückt gegangen, so wirkte er nun zusätzlich *schief*. Der Kommunikationsexperte nahm an, dass der Anprall zu diversen Knochenbrüchen im Leib des *Zombies* geführt hatte. Doch von solchen Verletzungen ließ sich das Wesen nicht stoppen.

»Haltet euch bereit«, rief Airuda, ehe er erneut auf die Bremse trat und den Transporter vor dem Eingang des Einkaufscenters stoppte. »Die *Zombies* machen einen Ausflug, und das muss etwas zu bedeuten haben.«

Kaum stand der Wagen, als Airuda auch schon die Tür aufstieß, nach einem Maschinengewehr griff und ins Freie sprang. Die starken Lichter des Transporters erhellten den Eingang, der Rest des Centers lag jedoch in Dunkelheit.

»Wir brauchen die Restlichtverstärker«, ordnete Terrence darum an.

Er hatte bisher nur an wenigen Außeneinsätzen teilgenommen, da seine Aufgabe innerhalb des Lagers zu wichtig war. Dennoch wusste er, worauf es ankam.

Kurz darauf waren die fünf Männer bereit, das Einkaufscenter zu betreten. Auch wenn sie vor sich eine kaum zu überschauende Menge *Zombies* sahen.

»Wir müssen uns den Weg notfalls freisprengen«, erkannte Airuda. Er griff an seinen Gürtel, um eine dort befestigte Granate zu lösen. »Denkt dran, Leute – das sind keine Menschen mehr ...«

III

»Die sind überall«, schrie Claire. Panik blitzte in ihrem Blick, während sie sich hektisch umschaute.

»Wir müssen weiter«, brüllte Markus. Seine Stimme überschlug sich fast, während er nach Claires gesunder Hand griff und sie einen breiten Gang entlang zog. Rechts und links erstreckten sich Schaufenster, teils noch intakt. Kleider, Spielwaren und Elektroartikel waren zu sehen.

Die Vier hatten sich in den ersten Stock des Centers zurückziehen müssen, waren damit aber vom Regen in die Traufe gekommen. Die seltsamen Menschen waren überall. Sie kamen aus den offenstehenden Türen der Geschäfte, aus der Toilettenanlage und von einem überdachten Übergang, der zu einem Parkhaus führte. Vor ihnen, noch gut zwanzig Meter entfernt, führte eine Treppe hinauf in die zweite Etage.

»Ich sehe ein Waffengeschäft«, rief Dan. Er deutete auf einen Shop in der Nähe des Aufgangs. »Mit ein bisschen Glück können wir uns dort etwas zur Verteidigung holen.«

»Nein«, rief Markus«, das bringt nichts. Wir dürfen uns nicht einsperren lassen. Wenn sie uns in die Enge treiben, sind wir verloren. Die fressen uns bei lebendigem Leibe.«

»Wir brauchen etwas, um sie uns vom Leib zu halten«, erwiderte Dan eigensinnig. Er spurtete an dem Deutschen vorbei und schaffte es, den Laden zu betreten.

»Er hat recht«, stieß Ken hervor, während auch er loslief. »Wie weit ist die Zeitmaschine?«

»Noch nicht einsatzbereit«, keuchte Markus. Seine Brille hüpfte auf seiner Nase auf und ab, Schweiß lief in Bächen über seinen Körper. »Wir müssen hinauf. Nur oben sind wir sicher. Zumindest, wenn wir

die Schleuse erreichen.«

»Welche Schleuse?«, fragte Claire gleichfalls keuchend. »Woher weißt du das?«

Eine Antwort konnte Markus nicht mehr geben. Dan und Ken traten aus dem Laden heraus, in den Händen Pistolen. Sie bedeuteten ihren Freunden, sich zu bücken.

Kurz darauf donnerten Schüsse durch das Center.

Die Wirkung auf die *Zombies* war frappierend. Jene, die von den Kugeln getroffen wurden, kippten zurück. Die Nachfolgenden stolperten, stürzten und blockierten damit ihrerseits jene, die dicht hinter ihnen gingen. Ein Knäuel aus Armen, Beinen und Leibern entstand.

Wieder schossen Dan und Ken. Sie zitterten, während sie die Stecher zogen.

Die Verfolger stoppten. So, als hätten sie begriffen, dass sie sich selbst behinderten, blieben manche stehen. Andere liefen auf, und so wurde das Chaos noch größer.

»Rauf, los rauf in den dritten Stock«, kommandierte Markus. Wir können sie nicht aufhalten. Wenn wir ihnen in die Hände fallen, sind wir erledigt.«

Er und Claire hatten die Treppe erreicht und eilten nach oben. In der zweiten Etage angelangt, wandte sich Markus sofort nach links und zerrte Claire zu einer weiteren Treppe. Der jungen Frau fiel auf, dass Markus keine Probleme hatte, sich zu orientieren. Er bewegte sich so sicher durch dieses Center, als sei er bereits hier gewesen.

Dan und Ken folgten ihnen. Erleichtert stellten sie fest, dass ihnen keine dieser *Kreaturen* entgegenkamen. Der gesamte zweite Stock schien frei zu sein. Doch Markus dachte nicht daran, sich hier irgendwo zu verkriechen. Stattdessen hielt er auf eine Treppe zu und hetzte sie nach oben.

»Wohin willst du?«, rief Dan. »Wenn wir ganz oben sind, haben wir keine Rückzugsmöglichkeit mehr.«

»Kommt«, brüllte der Deutsche nur. Noch immer hielt er Claires Hand umklammert, während er die Treppe hinter sich ließ. »Ja«, stieß er hervor.

»Was?«, fragte die Studentin verständnislos. Sie sah, dass sich hier oben lediglich Restaurants sowie ein weiterer Übergang zum angrenzenden Parkhaus befanden.

»Sie haben sich gefangen und kommen hoch«, rief Ken, während

auch er die Treppe zum Dritten hinter sich ließ. »Sie sind nun einen Stock tiefer.

»Shit«, stieß Dan hervor. Er ging in die Hocke und zielte in die Tiefe, schoss aber noch nicht. »Und jetzt?«

»Da hin!« Markus ließ Claire los und eilte zu einer Metalltür. Sie besaß kein Schlüsselloch, dafür aber ein kleines Kästchen, über das ein Zahlencode eingegeben werden konnte. Die Null des Ziffernfeldes leuchtete rot.

Die Finger des Deutschen flogen über das Feld. Ein leises Piepen erklang, sobald er eine Nummer tippte.

»Mist«, keuchte er, als nach der letzten Zahl das Licht rot blieb. »Ganz ruhig.« Er atmete tief durch und zwang sich zur Ruhe. Anschließend gab er die Zahlen erneut ein, während ihm Ken und Claire fasziniert zuschauten.

Nach einem abschließenden Druck auf die Null schaltete das Licht auf Grün, ein Summen erklang und die Tür ließ sich öffnen.

»Rein.« Markus schob Claire hinein. Anschließend gab er Ken ein Zeichen, ebenfalls einzutreten.

»Was zum Teufel ...?«, fragte Dan, während er seinen Platz an der Treppe aufgab und ebenfalls durch die Tür trat. Kaum war er drin, als ihm Markus folgte und die Tür schloss.

»Hier sind wir sicher. Sie können nicht mit der Technik umgehen und den Code kennen sie auch nicht.« Markus lehnte sich gegen die Wand und rutschte an ihr herab. »Das hier ist ein Gang, der ins Erdgeschoss führt. Wir können die Treppe hinunter gehen und nach draußen gelangen. Vermutlich ist der Weg frei, weil die *Zombies* hier oben gegen die Tür branden.«

Claire schaute sich um und sah, dass Markus richtig lag. Eine Treppe führte in die Tiefe. Licht brannte an der Wand, es roch stickig, aber nicht nach diesen Wesen, die sie hierher gejagt hatten.

»Also schön.« Dan steckte die Pistole ein, bückte sich und wühlte seine Hände in Markus Hemd. »Dann erzähl uns mal, woher du das alles weißt. Was zur Hölle ist hier los?«

Dazu, die Fragen zu beantworten, kam der Physikstudent nicht mehr, denn plötzlich donnerte eine Explosion durch das Gebäude. Die Wände wackelten, Putz rieselte von den Wänden.

»Wir müssen runter«, rief der Deutsche sofort, sprang auf und lief los.

»Die Kavallerie ist da, um uns zu retten.«

IV

Airuda schaute mit kaltem Blick auf die teils zerfetzten, teils brennenden Leiber vor ihm. Er empfand kein Mitleid mit diesen Wesen. Nur Abscheu.

Die Granate hatte eine Schneise in die Gruppe der *Zombies* geschlagen. Viele waren durch die Druckwelle zur Seite geschleudert worden.

»Wo ist er, wenn er es hierher geschafft hat?«, fragte Terrence.

»Glaubst du, er versteckt sich irgendwo?«

»Nein. Wenn er es hierher geschafft hat, und davon gehe ich aus, ist er in der Schleuse. Also machen wir uns auf den Weg, um ihn dort abzuholen.«

Er deutete auf eine Tür neben dem Supermarkt. Sie sahen sie, konnten sie aber nicht so einfach erreichen. Zu viele *Zombies* bewegten sich von dort auf sie zu.

»Setzen wir noch eine Granate ein?«, fragte einer der Jungs. Er hielt seine Pumpgun umklammert, doch noch setzte er sie nicht ein. Die Detonation hatte ihnen Zeit verschafft. Zeit, die nun ablief, denn viele *Zombies* schlurften über die getöteten Kreaturen hinweg, um sich ihren neuen Opfern zu nähern.

»Ja, eine noch.« Airuda löste eine zweite Granate von seinem Gürtel, machte sie durch einen Druck auf die Spitze scharf und schleuderte sie in die Masse der Leiber hinein.

Anschließend gingen die Fünf in Deckung, ehe ein Knall die Scheiben des Supermarktes klirren ließ. Wieder wurde eine Schneise in die Masse der Leiber geschlagen. Doch noch war der Weg nicht völlig frei. Darum setzten die Männer nun ihre Waffen ein und begannen, auf die Wesen zu schießen.

»Ich gehe zur Schleuse und schaue nach«, rief Airuda nach ein paar Sekunden. »Ihr gebt mir Deckung. Wenn es eng wird, verschwindet ihr. Nicht, dass wir hier noch jemanden verlieren.«

Er spurtete los, übersprang ein paar Leiber und schaffte es, zu der kleinen Metalltür zu gelangen. Rasch gab er an dem Tastenfeld den entsprechenden Code ein und wartete, bis das Signal auf Grün sprang. Anschließend trat er ein.

Kaum fiel die Tür hinter ihm ins Schloss, da hörte er bereits Schritte,

die sich von oben herab näherten. *Na also*, dachte er zufrieden, sicherte die Waffe und lehnte sich gegen die Wand.

Es dauerte nicht lange, bis er vier junge Leute die Stufen hinab eilen sah. Nur einen von ihnen kannte er.

»Sieh an, wen wir da haben«, brummte Airuda, als die vier schließlich vor ihm standen. Er fixierte Markus. »Was hat dich aufgehalten?«

Markus spürte die Blicke seiner Freunde auf sich ruhen. Dies war der Moment, von dem er gehofft hatte, dass er nie käme. Die Katze war aus dem Sack, das Versteckspiel vorbei.

»Hallo Airuda«, nuschelte er. »Das ist eine lange und sehr komplizierte Geschichte, die wir nicht hier erörtern sollten. Oh, das hier sind Claire, Dan und Ken, meine ... Freunde.« Er schaute in die Gesichter der drei und war sich nicht sicher, ob dieses letzte Wort noch zutraf.

Airuda nickte den Studenten zu, ehe er sich an Markus wandte. »Es war dumm von dir, hierher zu kommen. Hätten wir nicht das Signal aufgefangen, würdet ihr hier ganz schön in der Scheiße sitzen.«

»Wie gesagt – das ist eine lange Geschichte. Wie geht es ...«

»Sie leben noch. Also, dann kommt mal.« Damit öffnete Airuda die Tür, schaute sich um und nickte den Vieren zu. Anschließend eilte er zum Ausgang des Centers.

Ohne zu zögern folgten ihm die Studenten. Sie erreichten den Ausgang, noch ehe sich die durch die Sprengladung und Schüsse geschaffene Schneise schließen konnte. Als sie jedoch auf dem Transporter saßen, sahen sie die *Zombies* wie eine Welle aus der Tür des Centers schwappen.

»Also schön, du Genie«, zischte Dan, der neben Markus auf der Pritsche saß. Er wollte erneut seine Hände in das Hemd des Physikstudenten wühlen, doch einer der drei *Milchbärte* tippte ihn mit dem Lauf seines Gewehrs an und schüttelte den Kopf.

»Schon gut«, beschwichtigte ihn Markus. Ihm fielen die scheuen Blicke der drei Männer auf, die ihm gegenüber saßen, die Waffen in Händen.

»Ich nehme an, du warst schon einmal hier«, flüsterte Claire. »Ich hatte schon häufiger das Gefühl, dass du beim Thema Zeitreisen nicht so unerfahren bist, wie du tust. Wann hast du diese Welt besucht und mit welcher Maschine?«

Markus räusperte sich. Dabei schaute er auf die Zeitmaschine. Noch immer war sie nicht vollständig einsatzbereit. Obwohl ihm klar war,

dass er sie ohnehin nicht einsetzen konnte. Nicht jetzt, nicht auf diesem LKW. »Wir wünschen uns alle, nach Hause zu kommen, oder?«, fragte er leise. Dabei schaute er von Dan zu Claire und schließlich zu Ken.

Seine Freunde nickten.

»Nun, ich hatte es mir nicht gewünscht. Nicht jetzt, nicht so. Und doch ist es eingetroffen. Denn das hier, diese Welt, das ist meine Heimat. Ich *bin* wieder zu Hause.«

Kapitel 3

I

Markus ging durch eine schmale, metallene Röhre fünfzig Meter unter der Erde. Er nahm den Geruch wahr, der hier unten herrschte. Eine Mischung aus verschiedenen Chemikalien, künstlichem Rosenduft und der trockenen Luft eines Gebläses, ohne das man hier unten nicht hätte überleben können.

Er wusste nicht, wie oft er diese Röhre bereits entlang gegangen war. Aber er erinnerte sich sehr genau an das letzte Mal. Damals hatte er, begleitet von den guten Wünschen der Menschen in *New Hope*, diese Welt und seine Zeit verlassen.

Stimmen drangen an sein Ohr. Die einzelnen Räume waren hellhörig, Geräusche drangen leicht hinaus auf den Flur.

Hin und wieder blieb er stehen, um zu lauschen. Immer dann, wenn er eine vertraute Stimme vernahm. Nur wenige Menschen wussten, dass er zurückgekehrt war.

Jene, zu denen er nun ging, wussten es noch *nicht*.

Sein Herz schlug schneller, als er die blau lackierte Tür erreichte. Einen Moment zögerte Markus, dann drückte er die Klinke hinunter und trat ein.

Sofort fiel ihm das gedämpfte Licht auf. Anders als er es kannte, denn früher war der Raum hell erleuchtet gewesen.

Doch er sah noch mehr.

In der hinteren Ecke stand ein Bett, in dem ein alter Mann lag, nur noch ein Schatten seiner selbst. Das einstmals dicke, weiße Haar war nun schütter, die Wangen und Stirn durchfurcht von tiefen Falten. Trübe, blauen Augen schauten Markus entgegen, als dieser leise die Tür schloss.

Neben dem Bett, eine Schnabeltasse in der Hand, saß eine Frau nicht älter als Markus. Ihr ebenmäßiges Gesicht schimmerte weiß unter einem Wust strubbeliger Haare. Sie trug schlichte Kleidung und kaum Schmuck; abgesehen von einem Medaillon, welches um ihren Hals hing. Auch sie schaute zu Markus.

Es dauerte einen Moment, bis sie begriff. Ihre Augen weiteten sich, die Tasse entglitt ihren zitternden Fingern und fiel zu Boden. »Markui«, wisperte sie. »Das ... das kann nicht sein. Markui, wie kannst ...«

Sie sprang auf, umrundete das Bett und blieb vor dem jungen Mann stehen. Sie streckte eine Hand aus und berührte seine Wange. »Du bist es wirklich. Du bist zurückgekehrt. Markui, wir ...« Ihre Augen füllten sich mit Tränen.

»Hallo Lindsay«, wisperte Markus. Er nahm die junge Frau in den Arm und drückte sie an sich. »Wie geht es dir?«

»Das fragst du mich?« Lindsay drückte ihn etwas zurück. »Du bist doch durch die Zeit gereist.« Sie schürzte die Lippen. »Ohne großen Erfolg, wie ich feststelle. Wir leben noch immer in dieser hoffnungslosen Welt. Viel getan hat sich nicht.«

»Nein ...« Markus ging an ihr vorbei zu dem Mann, der ihn aufmerksam musterte. »Hallo Professor«, wisperte er. »Ich bin wieder zurück.«

Der Alte nickte bedächtig. Dann schaute er zu Lindsay. »Wer ist das?«

»Das ist Markui«, erklärte die junge Frau sanft. Sie hob die Tasse auf und setzte sie an die spröden Lippen des Alten. »Ihr Assistent, Professor. Markui, der mit Ihnen an der ...« Sie brach ab und seufzte. »Er ist ein Freund von Ihnen.«

»Ah, ein Freund von mir.« Der Alte lächelte Markus an. »Bist du auch ein Freund von ihr? Sie heißt ...«

»Lindsay«, erklärte Markus, während er nach der Hand des Professors griff. »Ich bin nicht nur ein Freund von ihr, sondern ich bin Lindsys Bruder.«

»Ah.« Der Alte nickte, als habe er nun begriffen. Er schaute Markus unverwandt an. »Und wer ist Lindsay?«

»Markui, du kannst dich nicht mehr mit ihm unterhalten. Sein Hirn ist ... geschädigt. Die Ärztin meint, er habe nicht mehr lange.« »Traurig ...«

Markus wandte sich ab. »Ich muss mich duschen und umziehen. Außerdem habe ich Freunde mitgebracht. Die Reise durch die Zeit verlief völlig anders, als wir es uns vorgestellt hatten. Nichts war so, wie geplant. Heute weiß ich, dass wir keinen Erfolg haben *konnten*. Wir ...

sollten uns zu einem Gespräch im Labor treffen.«

Lindsay nickte. Sie schaute ihren Bruder an, froh ihn wieder in *New Hope* zu wissen. Auch wenn mit seinem Auftauchen sämtliche Hoffnungen zerplatzt waren, welche die Menschen tief in ihren Herzen bewahrt hatten.

II

Claire saß in einem futuristisch anmutenden Untersuchungsraum tief in den Eingeweiden der Siedlung. Sie war nackt, ihre Haut schimmerte an manchen Stellen noch feucht, da sie kurz zuvor geduscht hatte. Ihr verletzter Arm ruhte auf ihrer Brust. Sie verspürte kaum noch Schmerzen, sofern sie ihn nicht bewegte. Dennoch befürchtete sie, der Knochen könne schief zusammenwachsen, da die Fraktur erst spät versorgt worden war.

»Leg dich hin«, hörte sie eine sanfte, weibliche Stimme sagen. »Keine Angst, ich werde dir nichts tun. Ich bin ausgebildete Ärztin mit sehr viel Erfahrung.«

Hinter einem weißen Vorhang trat eine Frau von etwa vierzig Jahren hervor. Sie trug einen hellgrünen Kittel sowie weiße Schuhe. Um den Hals hatte sie sich ein Stethoskop gehängt, in Händen hielt sie einen kleinen PDA. »Du heißt Claire?«

»Claire Bancroft«, bestätigte die Studentin. Sie fühlte sich einerseits unwohl, so völlig nackt, andererseits hatte sie es mit einer Medizinerin zu tun. »Ich fühle mich soweit gut. Nur mein Arm macht Probleme.«

»Du hattest Kontakt mit den *Zombies*. Besser, wir scannen deinen Körper. Diese Wesen haben jede Krankheit, die je erforscht wurde und noch ein paar, von denen ich noch nie gehört habe. Wir sollten kein Risiko eingehen.« Sie streifte Claires Körper mit ihrem Blick. »Was ist mit deinem Arm?«

»Er ist gebrochen«, erwiderte die Studentin scheu. Sie wagte nicht, ihn zu heben, denn den Verband hatte sie abmachen müssen, nachdem er von dem Duschwasser durchweicht worden war. »Ein Arzt versorgte ihn, aber nun ...«

»Hätte ihn ein Arzt versorgt, wäre er nicht mehr gebrochen«, replizierte die Ärztin. Sie milderte ihre Worte mit einem Lächeln ab. Claire sah das Namensschild, welches sich die Frau an den Kittel gepinnt hatte. *Airasha Lunt – M.D.*, stand darauf.

»Nun, er wurde zu spät versorgt. Ich denke, dass er noch ein paar Tage heilen muss. So schnell wächst der Knochen nicht zusammen.«

Airasha lachte leise. »Wie ich sagte – dann wurde der Arm nicht versorgt.« Sie nahm ein Gerät von einer Ablage, wie es Claire noch nie gesehen hatte. Auf einer Platte war eine Röhre montiert, von der mehrere Kabel zu einer Kontrolleinheit sowie zu einem Monitor abführten.

»Schieb deinen Arm vorsichtig hier hinein. Und dann erzähl mir mal, wie eure Welt so ist. Wie kommt es, dass ihr mit Markui unterwegs seid?«

»Markui?« Claire kam der Aufforderung nach und schob den Arm in die Röhre. »Oh, Markus. Tja, wie kommt das. Es war mehr oder weniger eine Verkettung seltsamer Umstände. Wir zogen ihn zurate, als wir die Pläne für eine *Zeitmaschine* fanden. Doch die Dinge gewannen eine Eigendynamik, die uns Hals über Kopf in dieses Abenteuer stürzen ließ.«

»Aha.« Airasha lächelte gewinnend. Wieder streifte sie Claires Körper mit ihrem Blick, ehe sie sich der Maschine zuwandte. Der Arm der Studentin steckte nun in der Röhre. »Das wird ein wenig kribbeln. Aber ich glaube nicht, dass es schmerzt.« Die Medizinerin ließ ihre Finger über ein Tastenfeld gleiten.

Die Maschine summte leise, Claire verkrampfte sich. Dann spürte sie das besagte Kribbeln. Es war, als würden unzählige Ameisen über ihren Arm laufen. Doch bald wurde das Kribbeln intensiver, ehe es in ein unangenehmes Stechen überging.

»Hier haben wir die Fraktur. Der Knochen steht nicht gut. Moment ...« Airasha benutzte erneut das Kontrollfeld. Ein kurzer, scharfer Schmerz jagte durch Claires Arm. Aber noch bevor sie aufschreien konnte, war es vorbei.

»So, jetzt steht die Fraktur perfekt. Ich leite nun den Heilungsprozess ein. Es kribbelt wieder, pass auf.«

Diesmal fühlte es sich an, als würden dünne Nadeln tief in das Fleisch eindringen, sich bis auf den Knochen vorarbeiten und ihn ein wenig mit kleinen Stichen traktieren. Claire hätte ihren Arm am liebsten aus der Röhre gezogen, so unangenehm wurde es. Tränen liefen über ihre Wangen, doch sie schaffte es, zumindest ein Wimmern zu unterdrücken.

»Offenbar reagierst du stärker auf die Behandlung, als Menschen von hier«, entschuldigte sich Airasha. Die Ärztin wandte sich ab und ging zu einem Kontrollpult, welches über einen dicken Kabelstrang mit einer

Scannereinheit an der Decke über der Pritsche verbunden war, auf der Claire lag.

»Wie lange dauert es noch?«, presste die Studentin zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. »Die Stiche werden mit jeder Sekunde schlimmer.«

»Nicht mehr lange.« Airasha aktivierte die Scannereinheit und justierte sie auf Claire »Die Untersuchung an sich wird völlig schmerzlos vonstattengehen. Du merkst nicht einmal, dass du durchleuchtet wirst.«

»Ich hoffe, die Strahlen sind nicht schädlich.« Ein *Klick* ertönte, und plötzlich verschwanden die Schmerzen in Claires Arm. »Ist es fertig?«

Airasha kehrte zu ihr zurück und warf einen Blick auf den kleinen Monitor. »Ja, der Knochen ist verheilt. An dieser Stelle wird dein Arm nicht mehr brechen, das ist mal sicher. Also, zieh ihn aus der Röhre und bewege ihn.«

Claire kam der Aufforderung nach. »Das ist cool«, rief sie schließlich. »In unserer Welt dauert es Wochen, bis eine Fraktur verheilt ist. Die Medizin ist hier sehr viel weiter.«

»In manchen Bereichen ja. Aber noch weiter ist die Waffentechnologie. Sie hatte die Macht, die Menschen in willenlose Zombies zu verwandeln und uns alle der Vernichtung preiszugeben.« Sie schob das Behandlungsgerät zur Seite. »Lege dich bitte zurück, die Arme und Beine leicht vom Körper abgespreizt. Keine Angst, ich habe schon sehr viele Frauen untersucht.«

Claire fühlte sich noch unwohler, während sie ihre Beine ein wenig spreizte. Je nachdem, wo Airasha stand, bot sich der Ärztin ein sehr intimer Anblick. Die Amerikanerin war es nicht gewohnt, derart freizügig auf einer Pritsche zu liegen. Selbst ihrer Gynäkologin gegenüber gab sie sich stets ein wenig verschlossen.

Zum Glück trat die Medizinerin hinter das große Kontrollpult, und von dort konnte sie kaum etwas von der Studentin sehen.

Der Scanner über Claire gab ein leises Summen von sich, ehe ein breiter, roter Faden über ihren Körper glitt. Diesmal spürte sie gar nichts von der Untersuchung.

»Du bist von der Sohle bis zum Scheitel gesund«, erkannte Airasha nach ein paar Minuten. »Offenbar achtest du auf dich.«

»Ja, ich treibe viel Sport und ernähre mich gesund.« Claire richtete sich auf. »Kann ich mich wieder anziehen?«

»Ja ...« Die Ärztin schaltete das Gerät ab. »Sag deinen Freunden, dass

ich sie ebenfalls untersuchen will.« Sie schenkte der jungen Frau einen zufriedenen Blick. *Wenn sie so gesund sind wie du, ist noch nicht alles verloren ...*

III

»Hast du eine Ahnung, was das alles soll?«, fragte Dan, während er mit einem Handtuch um die Hüfte aus der Dusche kam. Er schaute zu Ken, der auf einem Stuhl saß und in einer alten Zeitung blätterte, die ihm Markus gegeben hatte. »Das ist doch alles verrückt, oder?«

»Sicher«, stimmte ihm sein Freund zu. »Ich hätte nie gedacht, dass Markus *nicht* aus Deutschland kommen könnte, sondern von hier. Ich meine ... das ist völlig strange. Schließlich sprach er Deutsch, als wir es mit diesen Ameisen zu tun hatten. Und dann die Sache mit dem Geld ...« Er legte die Zeitung beiseite. »Hier haben sie mit Waffen hantiert, die Menschen *terminieren* sollten. Auflösen, verschwinden lassen – wie auch immer. Aber die Strahlen hatten nicht die gewünschte Wirkung. Viele wurden zu diesen seelenlosen Wesen, andere blieben unversehrt. Das steht hier. Diese Zeitung wurde in *New Hope* gedruckt, obwohl es damals noch keine Kolonie Überlebender war, sondern eine militärische Anlage.«

Dan schlüpfte in frische Kleidung, die sie erhalten hatten, ehe er sich auf das Bett legte. »Zumindest sind wir hier sicher. Keine Regulatoren, keine riesigen Ameisen oder Aliens, die mich fressen wollen. Wir ruhen uns hier aus und verschwinden dann wieder. Markus mag zu Hause sein. Wir sind es nicht.«

Ken stand auf und ging zur Tür. »Da hast du recht. Ich gehe mal in mein Zimmer. Im Moment können wir ohnehin nichts anderes tun, als zu warten.«

Noch bevor er auf den Flur treten konnte, klopfte es kurz. Sekunden später stand Claire vor ihm. Für einen Moment schauten sie einander in die Augen. Ken spürte, dass er verlegen wurde, wollte aber keinesfalls den Kopf abwenden.

»Die Ärztin möchte euch untersuchen. Wer will den Anfang machen?«, fragte die Studentin schließlich leise. Dabei strich sie sich mit dem nun wieder gesunden Arm eine Strähne aus dem Gesicht.

»Was ist mit deiner Hand. Ist sie ...«

»Airasha hat ihn *geheilt*. Es war schmerzhaft, aber nun ist er wieder

gesund. Offenbar sind Frakturen kein Problem.« Sie legte ihre Hand auf Kens Unterarm. »Gehst du zu ihr?«

»Ja, ich ...« Er drückte sich an ihr vorbei und ging den Flur entlang. Er sah, dass Claire in Dans Zimmer trat und spürte plötzlich eine irrationale Eifersucht in sich aufkeimen. Am liebsten wäre er zurückgelaufen, um die beiden zu beobachten.

Kindisch, sagte er sich und setzte seinen Weg fort. Er wusste, in welchem Bereich die Ärztin ordinierte, denn er hatte den Behandlungsraum auf dem Weg zu seinem Quartier gesehen.

»Ah, mein nächster *Patient*«, scherzte die Medizinerin, als Ken eintrat.

»Zieh dich bitte vollständig aus und lege dich auf die Pritsche, Arme und Beine leicht gespreizt. Die Untersuchung dauert nur wenige Minuten und du wirst nichts davon spüren.«

»Ähm ...«, murmelte der Student, zuckte aber dann mit den Schultern und kam der Aufforderung nach. »Sie haben Claires Arm wieder verheilen lassen?«

»Ja, das ist kein Problem. Hast du auch eine Verletzung?«

»Nur ein paar Abschürfungen. Aber die heilen von selbst«, erwiderte der junge Mann rasch. »Muss ich mich *ganz* ausziehen? Auch die Unterhose?«

»Bitte, denn Stoff behindert den Scanner. Keine Sorge – ich bin Ärztin. Du wurdest sicher schon früher gescannt.«

»Gescannt? Nun ja, wenn man es so ausdrücken will.« Erst, als er das Gerät über sich bemerkte, begriff er. *Scannen* war durchaus wörtlich gemeint.

»Ich muss sagen, ihr seid alle in sehr guter Verfassung. Gesund von Kopf bis Fuß, wie man so schön sagt«, erklärte Airasha, während sie die Daten von dem Monitor ablas. »Du treibst ebenfalls Sport?«

»Ja, Kampfsport. Aber nicht so regelmäßig, wie ich es sollte. Und in letzter Zeit ohnehin nicht mehr. Wir irren durch die Zeiten und Welten.«

»Seltsam.« Die Ärztin beendete ihre Untersuchung. »Wie ist die Welt, aus der ihr kommt? Hat es dort auch einen Krieg gegeben?«

»In unserer Welt gibt es keine *Zeit ohne* Kriege. Nur haben wir uns nie selbst vernichtet. Kein Politiker war jemals so verrückt, diesen letzten Schritt zu wagen. Obwohl Wissenschaftler den Grundstein für eine Massenvernichtung gelegt haben. Doch bei uns gab es eine letzte Gren-

ze, die nie überschritten wurde. Hier offenbar nicht.«

»Nein. Die Wissenschaftler lieferten die Waffen und unsere Vertreter setzten sie ein, hüben wie drüben. Nun ja, der größte Wissenschaftler unserer Zeit liegt im Sterben, sein Hirn von den Strahlen zerfressen, die er und sein Assistent entwickelten. Man kann von einer ausgleichenden Gerechtigkeit sprechen, oder?«

»Und was wurde aus seinem Assistenten?«, fragte Ken, während er wieder in seine Kleider schlüpfte.

»Er versuchte zu retten, was noch zu retten ist. Doch offenbar gelang es ihm nicht, denn wir sind noch immer hier, in *New Hope*. Er ging vor ein paar Jahren, um die Katastrophe abzuwenden. Heute kehrte er unverrichteter Dinge zurück.«

»Das ist trau ...« Ken schaute auf. »*Moment mal!* Sie wollen doch wohl nicht sagen, dass Markus ...«

Airasha sagte nichts mehr, doch ihr Blick genügte dem Studenten, um zu begreifen. Markus war jener Assistent, von dem sie gesprochen hatte.

Fassungslos verließ Ken den Raum. Er hatte geglaubt, Markus zu kennen. Der schüchterne Deutsche, introvertiert aber ein Genie, wenn es um Physik ging. Er sollte an der Entwicklung einer derart grauenvollen Waffe beteiligt gewesen sein? Er sollte Mitschuld an dieser Massenvernichtung tragen?

Das war für Ken unvorstellbar.

Und doch – hatte sich Markus nicht von Anfang an seltsam verhalten? War sein Wissen nicht größer als das der anderen?

Er schlurfte den Gang entlang. Dabei schaute er zufällig durch die Scheibe eines Raumes, der sich links von ihm befand. In ihm stand Markus hinter einem komplizierten Aufbau. Auch die Zeitmaschine befand sich in seiner Nähe. Der Deutsche trug nun einen weißen Laborkittel sowie eine andere Brille als jene, die Ken kannte. Überhaupt schien sich sein Freund verändert zu haben.

Freund.

Der Ausdruck erschien dem Student unpassend. Der Mann, der dort in dem Labor stand, war nicht sein Freund. Er war ein Fremder. Jemand, der ihn über Jahre belogen hatte.

Ken ging weiter, um Dan und Claire von der Sache zu erzählen. Als er jedoch bei seinem Freund klopfte, fand er nur ihn vor. »Du sollst zur Untersuchung gehen. Sie haben ein Gerät, das dich scannt. Sie fasst

dich nicht einmal an, auch wenn du dich nackt ausziehen musst.«

»Das macht mir nichts aus«, grinte Dan. »Ich habe nichts zu verstecken. Weder mit noch ohne Kleider.« Er grinste seinen Freund an, während er zur Tür ging.

Ob er das auch Claire erzählt hat? Ken beschloss, Claire zu suchen. Er wollte mit ihr sprechen, auch wenn er nicht wusste, ob er das Thema *Markus* zur Sprache bringen sollte. Auf jeden Fall aber drängte es ihn dazu, in ihrer Nähe zu sein. Sie hatten vereinbart, sich in niemanden aus einer fremden Welt zu verlieben. Doch wer sagte, dass er sich nicht in jemanden aus *seiner* Welt verlieben durfte? *Und damit meine ich nicht Dan*, wie er ironisch dachte.

Kapitel 4

I

Markui schaute in die Gesichter der Anwesenden. Er trug noch immer seinen weißen Laborkittel sowie eine Brille, die er seit Jahren nicht mehr aufgehakt hatte. Er lehnte an einem Whiteboard, das er auch früher benutzt hatte. Darauf war ein langer, waagerechter Strich zu sehen, unterteilt in Abschnitte.

An einem Tisch vor ihm saßen die Elder, die Priesterin Lyandra sowie Airasha und ihr Bruder Airuda. Sie alle schauten ihn teils erwartungsvoll, teils anklagend an. Als sie ihn das letzte Mal sahen, hatte er ihre Welt retten wollen. Nun stand er hier und musste erklären, warum das Vorhaben gescheitert war und was ihn so lange aufgehalten hatte.

»Die Zeit«, hob er an und deutete auf das Whiteboard, »verläuft nicht einer Einbahnstraße gleich in eine Richtung, die wir als *Zukunft* bezeichnen. Sie kann in beide Richtungen bereist werden, wenn auch nicht auf einfache oder für den Menschen vorgesehene Weise. Wir stießen die Tür zu theoretischen Zeitreisen auf, noch während wir an der Entwicklung der Z-Waffe arbeiteten. Professor Marquett gelang es schließlich, Theoretisches und Praktisches zu verbinden und eine *Zeitmaschine* zu entwickeln. Mit ihr sollte es mir gelingen, eine Nachricht durch die Zeit in die Phase *vor* der Massenvernichtung zu transportieren. Eine Nachricht, die von der Zerstörung der Menschheit spricht.«

»Das wissen wir«, ließ sich Priesterin Lyandra vernehmen. »Mit allem Respekt, Doktor – aber wir brauchen keine Auffrischung der Ver-

gangenheit. Wir wollen hören, warum wir noch immer in diesem trostlosen Zustand verharren.«

Die Elder nickten, und auch Airuda schien begierig, eine Antwort zu erhalten. Einzig Airasha war mit ihren Gedanken nicht bei der Sache, wie ihr verträumter Blick bewies.

»Es trat ein, was wir – Professor Marquett und ich – nach reiflicher Überlegung ausgeschlossen hatten.« Er trat an das Whiteboard, nahm einen Stift zur Hand und malte eine Figur auf den Zeitstrahl. »Ich trat meine Reise an und wollte hierher reisen.«

Markus malte einen Pfeil in Richtung Vergangenheit. »Tatsächlich landete ich aber ...«

Er malte eine zweite Zeitleiste unter die erste und verlängerte den Pfeil, »... hier. Zeitreisen innerhalb einer Welt sind nur durch Zufall möglich, wenn überhaupt. Diesen Fakt hatten wir ausgeschlossen, aber gerade das trat ein.«

»Das heißt«, murmelte einer der Elder, »dass Sie in einer anderen ... Welt ... gelandet sind? Das ist ... bemerkenswert.«

»Ich landete in einer Welt, aus der es für mich vorerst kein Entkommen gab, da meine Zeitmaschine vollständig zerstört war. *Selbstauflösung* trifft es wohl. Durch Zufall stieß ich auf die Forschung eines gewissen Matthew Evans, der ebenfalls das Problem der Zeitreise erforschte.«

Markus legte eine Kunstpause ein, ehe er fortfuhr.

»Meine Begleiter und ich gelangten in den Besitz dieser Maschine, hatten aber keine Gelegenheit, sie zu erforschen. Zu diesem Zeitpunkt dachte ich noch, dass ein Entwicklungsfehler *meiner* Maschine zu dem Weltenwechsel führte. Erst, als wir jene Zeitmaschine von Evans nutzten und ebenfalls in einer anderen Welt landeten, begriff ich vollumfänglich. Dass wir wieder in diese Welt gelangten, war purer Zufall. Kein gesteuerter Vorgang.«

»Dies bedeutet«, schloss Airuda, »dass unsere Idee, durch einen Zeitsprung unsere Situation zu ändern, auf keinen Fall von Erfolg gekrönt sein kann. Wer immer es erneut versucht, wird wieder in einer fremden Welt landen und möglicherweise niemals wieder hierher zurückkehren.«

Markus nickte. »Dies ist der Schluss, zu dem ich ebenfalls gekommen bin. Zeitreisen sind möglich, dehnen sich jedoch zu Weltenreisen aus und sind daher keine Lösung für Probleme jedweder Art – außer, man

will einer Welt entfliehen.«

»Dieser Welt entfliehen ...« Einer der Elder lehnte sich in seinem Stuhl zurück. »Wäre dies eine Alternative? Ein Zeitsprung in eine andere Welt, um diese den *Zombies* zu überlassen?

»Theoretisch ja«, bekannte Markus. »Doch jede Welt hatte ihren ganz eigenen *Horror* und oftmals entkamen wir nur knapp dem sicheren Tod. Zudem kann niemand sagen, wohin uns der nächste Sprung führt.« »Wäre es nicht vernünftiger anzunehmen, dass man von hierher in jene Welt springt, in der Sie nach Ihrer Reise gelandet sind?«

Markus öffnete den Mund, um etwas zu sagen, schloss ihn aber wieder und dachte nach. »Diese Möglichkeit habe ich bisher nicht in Betracht gezogen«, gestand er nach einer Weile. »Ausschließen würde ich es jedoch nicht.«

»Diese Welt«, begriff Airuda sofort, »wäre besser als diese? Lebenswerter?«

»Um ein Vielfaches, ja.« Markus setzte die Brille ab, als auch bei ihm der Groschen fiel. »Ich weiß nicht, ob die Zeitmaschine in der Lage ist, derart viele Menschen in eine andere Welt zu bringen. Hierfür müssten wir Modifikationen vornehmen. Und selbst dann bestünde noch immer die Gefahr, dass es zu einer Katastrophe käme und manche den Sprung nicht überleben. Oder alle ...«

»Ich denke, ich kann diese Entscheidung treffen«, ließ sich einer der Elder vernehmen. »Sie erhalten den Auftrag, die Modifikationen vorzunehmen, während wir das Für und Wider debattieren und mit den Menschen in *New Hope* sprechen, Doktor Becker.«

»Ich möchte noch etwas zur Diskussion beitragen«, schaltete sich Doktor Airasha ein. »Mit der Ankunft der drei Zeitreisenden Dan, Claire und Ken haben wir frisches, gesundes Genmaterial in der Kolonie. Wir sollten dieses auf jeden Fall nutzen und den Menschen so eine Perspektive auf Reproduktion geben; in welcher Welt auch immer.«

Markus stöhnte innerlich. Er kannte seine Freunde und ahnte, dass sie nicht begeistert sein würden. Andererseits kannte er die Situation in *New Hope*. Seine Schwester hatte sie ihm dargelegt.

»Sie sprechen von In-Vitro-Reproduktion?«, fragte Priesterin Lyandra.

»Auch«, gab Airasha zu. »Doch darauf muss es nicht beschränkt bleiben. Es steht auch der ... natürliche ... Weg zur Verfügung. Zumindest bei den ungebundenen Frauen.«

Das wird großartig werden, dachte Markus. Ich freue mich schon darauf, die dummen Gesichter von Dan und Ken zu sehen.

»Und was ist mit dem weiblichen Material?«, fragte die Priesterin weiter. »Können wir dieses ebenfalls nutzen?«

»Gegebenenfalls. Sollte sich eine betroffene Frau aus der Kolonie einverstanden erklären, dann ja. Das Einbringen eines fremden Eis in die Gebärmutter ist kein Problem.«

Markus räusperte sich, um von diesem Thema abzulenken. Es war ihm unangenehm. »Ich werde verschiedene Dinge brauchen, die wir nicht hier in *New Hope* haben. Ich werde eine Analyse durchführen und eine Liste schreiben, welche die Jagdabteilung besorgen muss.«

»Einverstanden«, erklärte Airuda sofort. »Wir werden unser Bestes geben, um den Kram zu beschaffen. Selbst wenn die Gefahr besteht, dass wir bei dem Versuch sterben, sollten wir es tun. Hier sterben wir auf jeden Fall. Wenn auch in Raten ...«

II

Markus schlug das Herz bis zum Hals, als er den kleinen Raum betrat, in dem Dan, Claire und Ken saßen und ein kleines Abendessen einnahmen.

Seine Freunde starrten ihn sekundenlang an, ohne dass jemand etwas sagte. Zorn und Ablehnung standen in ihren Blicken geschrieben.

»Hallo«, murmelte der Physiker schließlich kläglich, ging zu einem freien Stuhl und nahm darauf Platz. Es war bereits nach zehn am Abend und Müdigkeit gärte in ihm. Sie hatten einen harten Tag hinter sich, doch er wollte nicht zu Bett gehen, ohne mit den anderen gesprochen zu haben.

»Was willst du?«, fragte Claire verärgert. »Bist du gekommen, um uns noch ein paar Lügen aufzutischen?«

»Nein, ich ... möchte reinen Tisch machen. Euch sagen, was hier geschehen ist, wer ich bin und wie es dazu kam, dass ich mich als Student ausgab. Ich kann nicht erwarten, dass ihr es nachvollziehen könnt. Aber es wäre schön, wenn ihr mir zuhören würdet.«

In knappen Sätzen schilderte er von dem Konflikt zwischen der *Westlichen Hegemonie* und der *Östlichen Legislative*, dem Krieg und den eingesetzten Waffen. Er schilderte auch den Versuch, die Geschehnisse durch einen Zeitsprung zu *korrigieren*, seine Ankunft in der für ihn

fremden Welt und seine Bemühungen, an die Forschungen von Evans heranzukommen.

»Ich verstehe nicht, wie du damals Deutsch sprechen konntest. Und warum du ausgerechnet auf die Idee kamst, dich als Deutscher auszugeben. Dies hier wirkt auf seine Art ... amerikanisch.« Dan machte eine ausladende Handbewegung.

»Ich komme aus Deutschland«, erklärte Markus zu aller Überraschung.

»Aber nicht aus jenem in *eurer* Welt. Es ist ... kompliziert.«

»Ach was?«, fragte Ken. »Es gibt hier also auch ein Deutschland, ja?«

»Wenn man so will, ja.« Der Physiker seufzte. »Ich wuchs in einem Ort auf, nicht unähnlich dem *Ameisendorf*. Meine Verwandten leb...ten... noch in Deutschland, als der Krieg ausbrach. Ich war ein halbes Jahr zuvor dort zu Besuch. Meine Eltern zogen mit uns nach Fort Baker, als ich fünfzehn war. Hier studierte ich auch und begann meine Forschung.«

»Kapier ich nicht«, gab Claire zu. »Du hast versucht, von hier aus einen Zeitsprung zu initiieren, in deine eigene Vergangenheit. Aber gelandet bist du ...«

»In Deutschland. Aber in jenem in *eurer* Welt.«

»Warum?«

»Meine Zeitmaschine war in der Lage, Zeit *und* Ort festzulegen. Es erschien mir leichter, mich selbst zu überzeugen, statt andere. Und ich hielt mich zu jenem Zeitpunkt – ein halbes Jahr vor dem Krieg – in meiner alten Heimat auf. Doch ich landete in einer anderen Welt. Zum Glück war mir vieles vertraut, denn die Unterschiede waren nicht so groß, wie man es glauben könnte. Die Geschichte wies viele Parallelen auf. Die K und K-Zeit etwa, der Erste Weltkrieg ... Als wir gemeinsam in diesem anderen Deutschland landeten, dachte ich erst, ich sei wieder in *meiner* Welt, aber dies musste ich sehr bald ausschließen. Dann dachte ich, wir seien in dem Deutschland *eurer* Welt gelandet, aber auch das war nicht der Fall, wie allein das Geld bewies. Schließlich wurde in Europa der Euro eingeführt, ehe ich in die USA ging.«

»Das ist ganz schön kompliziert«, murrte Claire. »Aber so ist es wohl mit Zeitreisen.«

»Ja.« Markus senkte den Blick. »Vor allem, wenn dann auch noch eine Verkettung unglücklicher Umstände hinzukommt.«

»Diese *Zombies*«, fragte Claire, um das Thema wieder auf die aktuelle Situation zu lenken, »sie sind nicht wirklich tot, oder? Nur ihr Hirn ist geschädigt, sodass sie wie *Untote* wirken.«

»So ist es«, gab Markus zu. »Die eingesetzten Waffen waren verheerend. Die Menschen wurden nicht wie geplant aufgelöst. Die Breitenstreuung sorgte für Hirnschäden und Sterilisation. Das ... war nicht absehbar.«

Ken stieß die Luft aus. »Denkst du, Menschen zu *verdampfen* wäre besser?« Er stand auf und stemmte die Hände in die Hüften. »Sag mir eins – stimmt es, dass du an der Entwicklung dieser Waffen beteiligt warst?«

Markus begann, seine Brille zu putzen. »Diese Frage ist nicht leicht zu beantworten«, wich er aus. »Vor allem nicht, wenn man den Hintergrund nicht kennt. Zudem ist es seit Langem vorbei und wir haben dringlichere Aufgaben.«

»Sag es mir«, forderte Claire. Sie hatte Angst vor der Antwort. Angst, diese bereits zu kennen.

»Ja, ich war an dem Waffenprogramm beteiligt. Jeder Physiker war es zum Schluss. Wir wussten, dass uns die Vernichtung droht. Wir mussten etwas tun.«

Dan stieß zischend die Luft aus. »Ihr musstet etwas tun? Denkst du wirklich, dass Massenvernichtung der richtige Weg ist?«

Markus starrte den jungen Mann an. »Sag du es mir. Sind die USA nicht immer noch stolz darauf, zwei Atombomben auf Japan geworfen zu haben? Was war mit Hiroshima und Nagasaki?«

Dan sprang auf und wollte sich auf Markus stürzen, doch Ken hielt ihn zurück. »Wir haben kein Recht, Markus für seine Entscheidungen zu kritisieren. Was er hier tat, bevor er in unsere Welt kam, geht uns letztlich nichts an. Es war falsch von mir, das Thema anzuschneiden. Wichtiger ist doch, warum er uns angelogen hat. Wir ... dachten, du seiest ein Student wie wir auch.«

»Was hätte ich sagen sollen? *Ach übrigens, ich habe mein Studium hinter mir, komme aus einer weiter entwickelten Welt, die an ihrem Fortschritt zugrunde geht, und bin zufällig hier gestrandet?* Ich wollte zurück in der Zeit und in meine Welt, nicht auf dem schnellsten Weg in die nächste Psychiatrie. Als unsere Zeitreise begann und ich merkte, dass auch Evans Zeitmaschine eine Zeit- und Weltmaschine ist, war es zu spät. Ich ... fand keinen geeigneten Zeitpunkt, es euch zu sagen.«

»Doktor Becker?«, fragte Claire und deutete auf das Schild, das Markus noch immer an seinem Laborkittel trug. »Du hast sogar promoviert?«

»Ach das ... nein. Professor Marquett verlieh mir den Dokortitel während unserer Arbeit, aber im Grunde bedeutet das gar nichts. Der Krieg war vorbei, diese Welt am Ende. Er wollte mir einen besseren Stand gegenüber den Eldern verschaffen, da er bereits die ersten Anzeichen der Degeneration verspürte. Ich habe nie eine Dissertation geschrieben.«

»Und wie wird es nun weitergehen?«, wollte Ken wissen, während Dan noch immer wütend zu Markus schaute. »Bleibst du hier und überlässt uns die Zeitmaschine?«

»Nein. Ich werde die Zeitmaschine ein wenig ausbauen, damit wir alle – jeder, der es möchte – mit uns einen Zeitsprung übernehmen kann. Sie wollen hier weg und ich kann es ihnen nicht verdenken.«

»Aber sie wissen doch gar nicht, wo wir landen. Wer sagt denn, dass es dort besser ist als hier? Wir waren an Orten, an denen ich niemals wieder stranden möchte.«

»Sie glauben nicht, dass es an einem anderen Ort besser ist als hier. Sie glauben, dass es dort kaum schlimmer sein kann. Für sie ist alles eine Verbesserung. Sie ... wir ... haben uns in eine ausweglose Situation gebracht.«

Er stand auf und ging zur Tür. »Airasha will morgen mit euch sprechen. Sie hat eine Bitte an euch und es wäre schön, wenn ihr darüber nachdenkt.«

»Welche Bitte?«, fragte Claire, doch Markus antwortete ihr nicht mehr.

Er verließ den Raum, um zu seinem eigenen Zimmer zu gehen. *Sein* Zimmer nach dem Krieg, vollgestopft mit Büchern, Kleidungsstücken und einem Bett, in dem er schon so lange nicht mehr gelegen hatte. Und in dem er vielleicht niemals wieder liegen würde, brachen sie alle auf.

»Sieht nicht so aus, als kämen wir hier in den nächsten Stunden weg«, grummelte Dan. »Vor allem sieht es nicht danach aus, als würden wir Markus loswerden. Ob wirklich all die Menschen hier einen Zeitsprung unternehmen können? Gleichzeitig? Und was, wenn es ihnen dort, wo wir landen, nicht gefällt? Springen sie wieder mit uns? Schon wir Vier hatten Schwierigkeiten, uns in einer neuen Welt zurechtzufinden. Stellt euch nur vor, wir kommen mit 200 Leuten irgend-

wo an. Das gibt ein Aufstand.«

»Sollen wir sie hier ihrem Schicksal überlassen?«, fragte Ken. »Sie mögen diesen Krieg verursacht haben. Aber ihr habt diese *Zombies* gesehen. Wenn es eine Chance für die Menschen dieser Kolonie gibt, müssen wir sie ihnen geben. Egal, ob es seltsam ist, mit 200 Personen in einer fremden Welt zu landen.«

»Ken hat recht«, murmelte Claire. Sie stand auf und ging ebenfalls zur Tür. »Ich bin müde. Wir sprechen morgen weiter. Auf jeden Fall haben wir es hier sicher und warm, auch wenn es ein paar Tage dauert. Wir müssen nicht in aller Eile aufbrechen.«

»Ich begleite dich«, rief Ken sofort. »Seid ihr auch so gespannt, was diese Ärztin von uns will?«

»Was immer es ist – es kann nichts Gutes sein. Ärzte wollen nie etwas Gutes von einem. Meine Eltern mochten keine Mediziner.« Dan gab sich weiterhin griesgrämig. Er konnte nicht verstehen, dass Ken und Claire so einfach hinnahmen, was Markus einst getan hatte. War er nicht in gewisser Weise ein Verbrecher? Ein Massenmörder?

Andererseits – traf dies dann nicht auch auf Oppenheimer zu? Obwohl sich der Physiker deutlich schockiert von der durch ihn entfesselten Macht zeigte und sich gegen den Einsatz der Bombe wandte, war er doch der *Vater der Atombombe*.

Und Markus?

Er hatte an der Waffe gearbeitet, aber wie stand er inzwischen dazu? Nun, da er den Schrecken sah? *Er muss es verabscheuen*, beschloss Dan. *Er muss sich verabscheuen*.

Kapitel 5

I

Airuda betrat das Labor und schaute sich um.

Markus stand vor der Zeitmaschine und besah sich das Gerät. Es war so völlig anders als jenes, das er gemeinsam mit Marquett gebaut hatte. Und doch funktionierte sie nach dem gleichen Prinzip.

»Ist sie das?«, fragte Airuda und trat näher.

»Ja, das ist sie. Ich kenne die Gesetzmäßigkeit, nach der sie funktioniert und auch, wie man sie bedient. Aber es gibt auch große Unterschiede. Nicht alles ist mir vertraut.« Markus schaute auf. »Du bist hier,

um die Liste zu holen?«

Der Mann nickte und lehnte sich gegen die Wand. »Als sich nichts tat, als wir merkten, dass sich keine Veränderung einstellt, verfluchten wir euch – dich und den Professor. Irgendwann nahm ich an, du hättest dich einfach aus dem Staub gemacht und uns in der Scheiße sitzen lassen.

Marquett stritt das ab und verteidigte sich. Aber der Zweifel machte die Runde. Am Ende gab es nur noch zwei Fürsprecher – Lindsay und den Alten. Doch seit gestern sehen wir das anders.«

»Wer weiß, was ich gedacht hätte«, gab Markus leise zurück. Er wandte sich ab und ging zu einem kleinen Computerterminal. Dort überflog er noch einmal die Liste, die er zusammengestellt hatte. »Ich brauche einige Bauteile, die wir nicht hier in der Kolonie haben. Es ist wichtig, dass ich die Energie der Maschine verstärken kann. Innerhalb eines geschlossenen Raumes entsteht das, was Professor Marquett als *Zeitwirbel* bezeichnete. Obwohl es kein Wirbel ist, aber dies nur nebenbei. In diesem Effet findet die Reise statt. Je mehr Energie der Maschine zur Verfügung steht, umso mehr Menschen können gefahrlos den Sprung durchführen. Reicht die Energie hingegen nicht, dann ...«

»Dann?«, fragte Airuda.

»Keine Ahnung. Der Professor war der Meinung, dass man in diesem Fall in einem *Zeitstrom zermahlen* würde. Aber das ist eine eher lyrische Umschreibung. Fakt ist, dass wir es nicht wissen. Wir konstruierten die Maschine mit ausreichend Energie für *eine* Person, Professor Evans hingegen konzipierte seine so, dass mehrere Personen *springen* können. Sie ist ausreichend für vier oder fünf Personen, wie ich berechnet habe. Aber nicht für 200.«

»Du kannst die Kapazität erhöhen?«

Markus nahm seine Brille ab und putzte sie mit dem Ärmel des Laborkittels. »Theoretisch ja. Ob es auch praktisch funktioniert, kann ich erst *nach* dem Sprung mit Sicherheit sagen. Schließlich können wir es nicht testen. Ich weiß nur, dass diese Maschine stabiler ist als jene, die wir bauten, denn die löste sich bekanntlich auf.«

»Meinst du das wörtlich?«, wollte Airuda wissen.

»Sie erhitzte sich, die Teile schmolzen zusammen und viele verdampften ganz einfach. Am Ende war ein großer, grauer Klumpen übrig, der zu nichts mehr zu gebrauchen war. Ich konnte von Glück sagen, dass es nicht *während* des Sprungs geschah. Wer weiß, was mit mir ge-

schehen wäre.«

»Wie lange dauert es?«, wollte Airuda wissen. »Solch eine Reise, meine ich.«

»Zeit ist in diesem Fall relativ, denn wir nehmen sie nur für uns persönlich wahr, in Wirklichkeit vergeht sie aber in dem Maße, wie wir es zuvor einstellen; wahlweise reisen wir in die Zukunft oder in die Vergangenheit. In ein paar Sekunden legen wir Jahrzehnte zurück. Wie lange dauert die Reise also?«

»Philosophisches Geschwätz«, brummte Airuda. »Ging mir schon damals auf die Nerven. Ich will wissen, wie lange wir bangen müssen. Das ist alles.«

»Ein paar Sekunden, sofern alles funktioniert.«

»Gut.« Der Mann schaute zu einem kleinen Drucker, der just in diesem Moment die Liste mit den von Markus benötigten Dinge ausgab.

»Ich weiß nicht, was das alles sein soll. Diese Dinge hier, Chips und Verstärker – davon habe ich noch nie in meinem Leben gehört. Wie sehen die aus, wo findet man sie?«

»In einem Fachgeschäft für Elektronikzubehör. Zum Beispiel bei *Eltron* im *Super-Center*. Ich habe leider keine Bilder da.«

»Tja«, grüßte Airuda, »dann mach dich mal stadtfrein. Ich fürchte, du wirst uns begleiten müssen. Wir können schließlich nicht ständig in die Stadt fahren, um ein paar Sachen zu besorgen. Wer weiß, wie viele Leute dabei ihr Leben lassen werden.«

Markus verzog den Mund. Er hatte befürchtet, dass es so kommen würde. Airuda hatte vollkommen recht – nur er wusste, wie die einzelnen Bauteile aussahen. Niemand sonst kannte sich mit der Maschine aus.

Nicht einmal Ken, Dan oder Claire.

»Dann trommele mal deine Leute zusammen, während ich mich umziehe.« Er ging zur Tür. »Hat deine Schwester schon mit meinen Freunden gesprochen?«

Airuda schüttelte den Kopf. »Sie wird es aber bald tun. Wobei ich nicht begreife, was das bringen soll. Wenn wir in eine andere Welt fliehen, ist das Vorhaben meiner Schwester hinfällig.«

»Nicht unbedingt. Wer weiß, wo wir landen. Zudem besteht die Möglichkeit, dass wir eben *nicht* verschwinden können. Bisher ist der Plan vage.«

Markus verließ das Labor und ging zu seinem Raum. Unterwegs be-

suchte er Professor Marquett. Sein einstiger Mentor lag seit Stunden im Koma. Airasha konnte nicht sagen, ob er noch einmal erwachen würde. Das Hirn war derart stark angegriffen, dass lebenswichtige Funktionen beeinträchtigt wurden.

Der Krieg findet auch weiterhin seine Opfer. Was haben wir nur getan ...? Er straffte seine Schultern und ging weiter. Seine Schwester hatte er nur kurz gesehen. Sie würde mit all den anderen den Zeitsprung in eine andere, vielleicht bessere Welt wagen. Dies hatte sie ihm gesagt. Aber er fürchtete auch, dass nicht alle dieses Wagnis eingehen würden. Es gab immer und überall Menschen, die lieber an dem festhielten, was sie hatten – egal wie schlecht dies auch sein mochte. Die Angst vor Veränderungen, vor einer fremden Situation ließ sie zaudern. Markus fragte sich, wie Airasha entscheiden würde. Ging sie mit oder blieb sie, um jenen Beistand zu leisten, die sich gegen den Sprung entschieden? Für eine Ärztin gab es Gründe, zu bleiben. Es gab aber auch Gründe, zu gehen. Niemand konnte sagen, was sie in einer fremden Welt erwartete. Gab es dort Ärzte? Landeten sie vielleicht in einer ihnen feindlich gesonnenen Umwelt?

Theoretisch lagen die Welten über- und nebeneinander, wie Luftblasen in einem riesigen Becken. Doch weder vermochte es Markus, vor einem Sprung in eine Welt zu schauen, noch den Sprung zu kontrollieren. Die Mechanismen, die hierfür nötig gewesen wären, waren ihm völlig fremd. Vielleicht hätte Marquett eine Antwort auf diese Frage finden können. Doch der Professor würde niemals wieder ein physikalisches Problem lösen. Seine Zeit war gekommen, ob es noch einen Tag dauerte, zwei oder eine Woche. Der einzige Experte, der einzige Physiker, den es noch gab, war er – Markus. Diese Erkenntnis ließ Angst in ihm entstehen. Es gab keinen mehr, der seine Berechnungen überprüfte, der seine Theorien bewertete und keinen, der ihn vor Gefahren warnte. Jeder, der sich für diesen Sprung entschied, gab sich ganz in seine Hand.

Wären wir nur nie in dieser Welt gelandet. Von allen Welten, die es gibt, musste es diese sein. Hier, wo meine Dämonen lauern und meine Wurzeln liegen. Ich wäre nun so gerne wo anders. Weit, weit weg in Raum und Zeit.

Doch er war hier und er hatte eine Aufgabe übertragen bekommen. Es gab nur einen Weg – nach vorne, was immer dort in einer nahen, aber unbekanntem Zukunft auf ihn und all die anderen lauern würde.

II

»Meinen Sie das ernst?«, fragte Dan laut. Er saß auf der Pritsche des Untersuchungsraums und starrte die Ärztin an. Sie meinen, ich soll ...«

»Die im Krieg eingesetzten Waffen führten zu einer völligen Sterilität bei allen männlichen Überlebenden und zu einer Sterilität bei etwa 25 Prozent der weiblichen Überlebenden. Hier in *New Hope* wurde noch nie ein Kind gezeugt. Dies bedeutet, dass die Kolonie, dass die Menschheit in dieser Welt vom Aussterben bedroht ist.«

Airasha legte eine kurze Pause ein, damit der junge Student die Information verarbeiten konnte.

»Aber ... was können wir dagegen tun?«, fragte Ken, der neben seinem Freund saß. »Sie erwarten doch wohl nicht, dass wir ...«

»Ihr seid beide gesund, das konnte ich gestern feststellen. Natürlich ist ein weiterer Test von Nöten, doch im Grunde könnten wir mit zwei gesunden, jungen Männern durchaus Nachwuchs schaffen.

»Das ist bizarr«, wisperte Dan nach ein paar Sekunden. »Wie soll das vorstattengehen? Treffen wir uns mit ein paar Frauen und ...« Er schwieg, da ihm die Vorstellung ungeheuerlich erschien.

»Es gab einmal einen Katastrophenplan«, sinnierte Claire, »wie im Fall einer Massenvernichtung das Überleben der Menschheit gesichert werden könnte. Damals wurden ebenfalls *Fortpflanzungspläne* aufgestellt. In solchen Notzeiten kommt es nicht mehr darauf an, mit wem man sich ... vermehrt, sondern nur noch die Häufigkeit.« Die Studentin schaute zu der Ärztin. »Darum geht es doch. Wenn eine gewisse Anzahl Frauen von einer gewissen Anzahl Männer schwanger wird, kann sich die nächste, gesündere Generation erneut vermehren. So entstehen Variationen. Ich bezweifle jedoch, dass drei Männer reichen – egal, wie viele Frauen es gibt.«

»Zwei Männer«, gab Airasha leise zurück. »Markui war schließlich ebenfalls hier, als es geschah.«

»Oh.« Claire presste eine Hand auf den Mund. Solange es die ihr fremden Männer und Frauen dieser Kolonie betroffen hatte, war es ihr nicht sehr nahe gegangen. Doch nun sprachen sie über Markus und schon gewann das Thema eine neue Dramatik. »Weiß er es?«

»Vermutlich nicht. Wir fanden es erst heraus, als er bereits gegangen war. Ich schätze, ich werde es ihm irgendwann sagen müssen.«

»Moment mal«, schaltete sich Ken ein. »Ist diese ganze Idee nicht

hinfällig? Schließlich wurde doch der Plan gefasst, in eine fremde Welt zu reisen. Oder irre ich mich? Bis auf eine Welt, in der die Ermordeten hausten, waren sie alle bevölkert. Gesunde Männer und Frauen, die eine bessere *Fortpflanzung* bieten als wir zwei.«

»Natürlich«, bestätigte die Ärztin. »Sagen wir so – ich möchte mit euch den Notfallplan besprechen. Das, was ich vorhabe, sollten wir *nicht* alle in eine andere Welt reisen können. Das, was uns Menschen die Möglichkeit gäbe, eine neue Generation heranzuziehen.«

»Darüber muss ich in Ruhe nachdenken«, bekannte Dan. »Die Vorstellung, mit irgendwelchen Frauen ... Das ist zu grotesk, um es sofort zu entscheiden.«

»Sicher.« Die Medizinerin lächelte. »Wir haben ja noch etwas Zeit. Wir müssen nichts überstürzen. Das wäre ohnehin nicht gut. Airuda und die anderen fahren nun hinaus, um die Sachen zu besorgen. Sprechen wir uns anschließend, einverstanden?«

Die drei nickten und verließen den Behandlungsraum.

III

Airuda schaute zu den drei jungen Männern, die er ausgewählt hatte. »Also schön, Leute – wir müssen schon wieder raus. Ihr wisst inzwischen, wie es geht, denn ihr wart gestern zweimal draußen. Petr ...« Er schaute einen blonden, gelockten Mann an, der sein Gewehr lässig geschultert hatte, »... du bist Markuis Schatten. Wo er hingehet, gehst auch du hin. Lasst euch auf keine Heldentaten ein, jagt keine *Zombies*. Wir fahren in die Stadt, besorgen die Dinge, die Markui braucht, und verschwinden wieder. Wer aus der Reihe tanzt, kann etwas erleben. Denkt an die Jungs, die gestern draufgegangen sind. Ihre Leichen wurden vermutlich inzwischen gefressen.«

Er sah die geschockten Blicke und wusste, dass er die gewollte Wirkung erzielt hatte. Die Jungs wussten genau, was ihnen blühte.

»Aufgessen. Markui, du kannst vorne sitzen.« Airuda ging zu dem Transporter und stieg ein. Sie benutzten diesmal einen geschlossenen Van, denn die brauchten keine große Ladefläche. Zudem wehte ein starker Wind, und der blies den Sand über die Straße. Es war besser, nicht mit offener Pritsche unterwegs zu sein.

»Hast du eine Waffe?«, fragte der Mann, während er den Motor startete. Dabei schaute er zu Markus.

Der Physiker schüttelte den Kopf. »Nein, ich habe keine Waffe. Ich wüsste ja nicht einmal, wie man damit umgeht.«

»Ja«, brummte Airuda. »Pistolen und Gewehre waren dir nie genug. Du musstest die Strahlen entwickeln, die uns diesen Schlamassel beschert haben.«

»Weder habe ich sie alleine entwickelt, noch habe ich die Technologie an unsere Feinde verkauft oder den Einsatz der Strahlen befohlen. Wir haben lediglich die technische Möglichkeit umgesetzt. Das ist, was Wissenschaftler tun.«

»Ja ...« Airuda erwiderte nichts mehr. Er kannte die Argumente derer, die sich für die Entwicklung der Kriegswaffen verantwortlich zeichneten. Er kannte und verachtete sie aus tiefstem Herzen.

Die Sonne hatte ihren Zenit noch nicht erreicht. Dennoch herrschten Temperaturen von über vierzig Grad. Die Luft flirrte, der Asphalt der Straße schien Blasen zu werfen. Der Wind trieb den Sand vor sich hier. Er prasselte von links gegen den Wagen, schirmgelte über den Lack und wurde durch den Sog des Vans ein Stück mitgezogen, ehe er auf der Straße liegenblieb. Bei einem heftigen Sandsturm konnte es passieren, dass die Straße völlig unter den gelben Körnchen verschwand.

»Wie ist es da, wo du gelandet bist?«, wollte Airuda nach ein paar Minuten wissen. Sie konnten die Stadt noch nicht sehen, dazu war das Sandgestöber zu dicht. »Könnten wir dort leben?«

»Ja, aber leicht wäre es nicht. Sie sind in manchem rückständiger als wir. Sie benutzen noch überwiegend Atomkraft.«

»Shit«, lachte der Mann. »Das ist ja finsterstes Mittelalter.« Er wurde wieder ernst. »Sie haben aber sicher keine Strahlen, die andere Menschen verdampfen sollen. Oder?«

»Nein, aber Terrorismus und kleine Kriege. Manche Länder leiden unter ihrer Vergangenheit, andere unter den Erwartungen, die man in sie setzt. Ich könnte Bücher schreiben über diese Welt. Sie ist weit davon entfernt, perfekt zu sein. Aber sie ist sehr viel besser als diese. Ich wäre gerne wieder dort.«

»Vielleicht klappt es ja.«

Sie schwiegen wieder, während sie sich der Stadt näherten. Inzwischen konnten sie trotz des Sands die Schemen der großen Gebäude ausmachen. Der Wagen holperte über kleine Schlaglöcher und ließ die Insassen hüpfen. Markus stieß mit dem Kopf gegen die Decke und verzog den Mund, aus dem Ladebereich erklang ein protestierender Laut.

Sie erreichten das kleine Suburb, in dem Markus und seine Freunde am Vortag Wasser gesucht hatten. Dabei entdeckten sie ein paar der *Zombies*, die ziellos über den Gehsteig tappten oder auf die Straße liefen, angelockt von dem Motorengeräusch des Vans. Diese unglücklichen Kreaturen reagierten auf Laute. Hörten sie nichts mehr, gaben sie die Verfolgung auf. Das Problem war, dass sie – einmal von Gier gepackt – auch auf die Laute der anderen *Zombies* hörten. So kam es, dass sich ihre Zahl rasch potenzierte, sobald sich Opfer in der Nähe befanden. Es war leicht, ein paar dieser Wesen zu entgehen. Doch je mehr sie wurden, umso bedrohlicher wurde es. Vor allem, wenn sie einen in geschlossenen Räumen erwischten oder durch Zufall einkesselten.

Eine ältere Frau strauchelte auf die Straße, unmittelbar vor dem Van. Sie schaute aus leeren, nahezu toten Augen durch die Frontscheibe zu Airuda und Markus. Ihre Kleidung war zerfetzt, ihre Haut grau und teils von schwarzem Schorf überzogen. Ein Teil der Wange fehlte, eitrige Flüssigkeit rann daraus hervor. Sie zog einen Fuß nach.

Airasha hatte die These aufgestellt, dass die *Zombies* kein Schmerzzentrum mehr besaßen, sodass sie auch mit gebrochenen Gliedern und trotz all der Verletzungen oder Krankheiten weiter und weiter tappten.

Nichts konnte sie stoppen – abgesehen vom Tod. Und der stellte sich bizarrerweise nicht ein. Allein die Infektionen hätten die *Zombies* schon in den ersten Monaten sterben lassen müssen. Aber genau das war nicht geschehen. Sie wankten wie lebende Tote durch die Städte, angetrieben von Gier und durch eine seltsame Zerstörung ihres Hirns von Schmerzen und jeglichen menschlichen Regungen befreit, gleichzeitig aber auch konserviert.

Niemand von denen, die ausfuhren und auf *die Jagd gingen*, hatte je Leichen gesehen. Wenn die *Zombies* starben, taten sie dies entweder heimlich an einem abgelegenen Ort, oder sie wurden von den anderen verwertet. Niemand hatte sich je Gedanken darüber gemacht, was das bedeutete. Doch selbst erschossene *Zombies* verschwanden nach einer gewissen Weile einfach.

Markus sah die Frau, die so unvermittelt vor dem Van auftauchte. Er konnte erkennen, dass in ihr keine Seele mehr steckte, kein Verstand. Dann erfolgte der Zusammenstoß, und der schleuderte die Alte nach vorne auf die Straße. Sie prallte hart auf, rollte zur Seite und versuchte noch, wieder auf die Beine zu kommen.

Doch schon wurde sie ein zweites Mal Opfer des Wagens. Diesmal

holperten die Räder über sie hinweg. Angewidert schaute Markus in den Rückspiegel. Er sah, dass die Alte nicht mehr lebte. Die Räder hatten den Kopf zermalmt, aber auch den Rücken und die Arme.

»Grausam«, wisperte der Physiker und sank tiefer in seinen Sitz. »Es gibt so viele von ihnen. Wer weiß, vielleicht war sie einst eine Verkäuferin, bei der ich mein Essen kaufte. Oder sie war Lehrerin und ...« Er schlang die Arme um seinen Leib und schloss die Augen. Er wollte nicht sehen, was um ihn herum geschah. Es war zu grauenvoll.

Airuda atmete auf, als sie das Suburb hinter sich gelassen hatten. Im Rückspiegel sah er die *Zombies*, die nun vermehrt auf der Straße liefen. Ein paar beugten sich über die Leiche, andere tappten dem Wagen hinterher. Er wusste, dass sie die Verfolgung bald abbrechen würden. So war es stets. War der Van außer Reichweite, blieben die Wesen zurück. Hörten sie ihn nicht mehr, zerstreuten sie sich. Dieses Verhalten legten sie seit Jahren an den Tag. Da *New Hope* weit außerhalb lag, war noch nie einer dieser Menschen vor den Toren der Kolonie aufgetaucht. Ein paar *Zombies* waren einem Transporter einmal knapp eine Meile gefolgt, ehe sie aufgaben und umkehrten. Airuda war sich daher sicher, dass sie auf dem umzäunten Gelände absolut sicher waren. Er war sich aber auch sicher, dass sie dort sterben würden. Denn Nahrung musste beschafft werden.

»Schau dir das an«, rief Airuda nach einer Weile. »Die Natur ist dabei, sich Stück für Stück das ihr abgetrotzte Land zurückzuholen.«

Markus öffnete die Augen wieder und schaute hinaus. Er sah *Cresta Home*, eine kleine Siedlung zwischen dem Suburb und der Stadt. Früher hatten hier kleine Gärten die wenigen Häuser umsäumt, ein Schild auf den Supermarkt hingewiesen und ein Wegweiser zu einem kleinen Freibad geführt. Inzwischen waren nur noch die Gebäude zu erkennen, und auch sie steckten bis zu den Fenstern im Erdgeschoss im Sand.

»Unheimlich«, wisperte Markus. »Man sieht gar keine *Zombies*. Wie kommt das?«

»Sie verstecken sich wohl gerade. Die Siedlung ist zu klein. Sie kommen raus, wenn wir weg sind, und beruhigen sich dann schnell wieder. So ist es stets. Nur, wenn sie sich zufällig im Freien aufhalten, kann man sie sehen.«

Er zögerte kurz.

»Aber das«, sprach er schließlich weiter, »ist nichts gegen die Stadt. Warte nur ab, was uns dort begegnet. Das, was du gestern erlebt hast,

war nur ein Vorgeschmack.«

Eigentlich will ich es gar nicht erleben, dachte der Physiker. Er wollte wieder die Augen schließen, doch just in diesem Moment passierten sie die Stadtgrenze.

Der Horror begann ...

Kapitel 6

I

»Ich kann das nicht«, erklärte Dan kategorisch. »Das ist ... verrückt. Ich kann doch nicht mit einer Frau schlafen, nur weil diese Welt ein Problem hat. In billigen B-Movies kommen solche Szenarien vor, aber das hier ist kein beschissener Film.«

»Nein, das ist die Wirklichkeit. Eine grausame Wirklichkeit für die Menschen, die in ihr leben. Wir werden so oder so von hier verschwinden, wer weiß wohin«, hielt Claire dagegen. Wenn wir gehen und die Menschen hier bleiben müssen, lassen wir sie in Hoffnungslosigkeit zurück. Irgendwann wird die letzte Generation zwischen diesen Wänden hausen. Alte Menschen, einsam und verlassen. Niemand, der sich um sie kümmert, keiner, der ihre Versorgung sichert. Das ...« Claire schlug die Hände vor das Gesicht. Sie vermochte sich das Grauen kaum vorzustellen.

»Das kann sein. Aber darum werde ich doch nicht ... Wer bin ich? Ein Zuchtochse?«

»Bulle«, verbesserte ihn Ken leise. »Ochsen haben es hinter sich, die züchten nichts mehr. Aber egal ...« Er schloss die Augen und dachte nach. »Ich glaube, ich könnte es tun. Nun, zumindest so lange, wie wir über künstliche Befruchtung sprechen. Was wäre schon dabei? Es gibt einige Männer, die ihr Geld als Samenspender verdienen. So lange ich nicht mit den Frauen ...«

Claire schaute den jungen Mann an. Aus einem irrationalen Grund heraus verspürte sie so etwas wie Dankbarkeit. Obwohl sie nicht betroffen waren, bewies Ken Mitgefühl.

»Und was, wenn es eben nicht nur um künstliche Befruchtung geht?«, fragte Dan spitz. »Was, wenn Airasha auf die Idee kommt, dass natürliche Befruchtung sehr viel einfacher und auch ... nun ja, eben *natürlicher* ... wäre? Würdest du mit drei, vier oder fünf Frauen schlafen? Shit,

das mag zwar für billige Witze und in schmutzigen Filmen funktionieren, und manch einer käme sich wie der tolle Hecht vor. Aber mir geht das ganz gewaltig gegen den Strich.«

»Ich ...« Ken schaute zu Claire, als würde die ihm die Antwort sagen können. Der Student musste sich eingestehen, dass er Gefühle für sie entwickelte. Claire war intelligent und mutig, gleichzeitig aber auch verletzlich. Ganz abgesehen von ihrem Aussehen, das ihm schon in der Bibliothek zu Beginn ihres gemeinsamen Abenteuers aufgefallen war. Das kurze Zwischenspiel mit Carmela hatte nichts zu bedeuten gehabt, wie er sich inzwischen eingestehen musste. Claire war es, für die sein Herz schlug.

»Also, Ken?«, fragte Dan, dem der Blick seines Freundes nicht entgangen war. »Was würdest du tun, wenn dich Airasha zu einer dieser Frauen ins Schlafzimmer schicken möchte? Ablehnen? Zusage und tun, was in deinen Augen kein Problem darstellt? Vor allem aber – wie würdest du damit umgehen, dass hier Kinder von dir aufwachsen, die du niemals sehen könntest?«

»Keine Ahnung, ich ... weiß es nicht. Verdammt, wie soll ich diese Fragen beantworten können? Denkst du, ich habe einen Masterplan für solche Welten in der Tasche?«

»Nein. Aber eine moralische Verantwortung dir und anderen gegenüber«, erwiderte Dan kühl. »Ich werde mich nicht für etwas Derartiges hergeben, das steht fest.«

»Moralische Verantwortung?«, fragte Claire empört. »Und dann verweigerst du deine Hilfe? Das ist *sehr* moralisch.« Sie stand auf und verließ den Gemeinschaftsraum.

Sofort sprang Ken auf und folgte ihr. »Ich muss mit dir sprechen«, rief er dabei. »Bitte, es ist ... wichtig.«

Claire drehte sich um und lächelte ihn an. »Gehen wir nach oben? Ich will wenigstens kurz in die Sonne. Hier unten ist es zwar kühl, aber nur künstliches Licht schlägt mir aufs Gemüt.«

Kurz darauf verließen sie die unterirdische Anlage und traten in die trockene Hitze. Nur wenige Kolonisten hielten sich im Freien auf. Obwohl sie an die Temperaturen gewöhnt waren.

»Ich möchte mit dir wegen Airashas Bitte sprechen«, nuschelte Ken.

»Ich ... will die Entscheidung erst treffen, wenn wir uns unterhalten haben.«

»Warum das?«, wunderte sich Claire.

Ken griff nach der Hand der Studentin und schaute ihr in die Augen. »Ich bin vielleicht nicht so toll wie Dan, aber ich ...« Es fiel ihm schwer, die Worte zu formulieren. Seine Gefühle offen zu äußern gehörte nicht eben zu seinen Stärken, wie er sich schon häufig hatte eingestehen müssen.

»Du bist vor allem nicht so ein Chauvinist wie Dan«, unterbrach ihn Claire. »Ein wenig unbeholfen, das Herz auf dem rechten Fleck – das gefällt mir. Ich brauche niemanden, der mit seiner Kraft protzt.« Sie trat näher an den Student heran. »Ich brauche jemanden, der mich in den Arm nimmt und bei dem ich mich sicher fühlen kann.«

Sofort tat Ken genau das, was Claire impliziert hatte – er legte seine Arme um sie. Dabei wurde ihm klar, dass ihm dieses Abenteuer, so gefährlich und bizarr es auch sein mochte, zumindest etwas Gutes gebracht hatte.

Claire.

Sekunden verstrichen, in denen die beiden nichts anderes taten, als einander zu halten. Das, worüber Ken mit ihr hatte sprechen wollen, war in diesem Augenblick unwichtig.

»Du weißt aber, dass Beziehungen, die aus Extremsituationen entstehen, oft schwierig sind«, wisperte sie schließlich.

»Nicht, solange die Extremsituation noch anhält. Und das hier ...« Er machte eine ausladende Handbewegung, »... würde ich als *Extremsituation* bezeichnen.«

Sie lachten, ehe sich Claire noch etwas weiter nach vorne beugte, um ihre Lippen auf seine zu pressen.

II

Die *Zombies* waren überall. Sie bevölkerten die Straßen und Plätze, tappten aus Häusern hervor oder verschwanden in Hinterhöfen. Ziellos, gesteuert nur durch die niedersten Instinkte, die sie überleben ließen. Hunger und Durst, sonst kannten sie keinen Antrieb mehr. Sie suchten keine Toiletten auf, sondern ließen es unter sich fallen. Sie brauchten keine Ärzte, denn ihre Verletzungen bereiteten ihnen keine Schmerzen. Das Leben, wie sie es einst gekannt hatten, war obsolet geworden. Sie vegetierten vor sich hin, schlurften ziellos umher oder sackten zusammen, wenn sie keine Energie mehr besaßen.

Markus starrte aus dem Fenster. Er hatte in den Jahren seiner Abwe-

senheit vergessen, *wie* schrecklich es war. Doch nun, da er mit dem Grauen konfrontiert wurde, stellten sich auch seine alten Schuldgefühle wieder ein.

Airuda gab Gas. Obwohl die Straße nicht frei war, bremste er nicht ab, sondern beschleunigte noch, um durch die Masse der *Zombies* zu pflügen. Sie waren keine Menschen im eigentlichen Sinne mehr, sondern nur noch Kreaturen, für die der Tod die einzige Gnade, die einzige Erlösung darstellte.

Mehrfach wurden Menschen durch den Wagen erfasst, beiseite geschleudert oder überfahren. Blut spritzte auf, doch keine Schreie waren zu hören.

Markus spürte Übelkeit in sich aufsteigen. Er hatte das Gefühl, sich übergeben zu müssen. Es gelang ihm nur mit Mühe, an sich zu halten. Links von ihm tauchte eine Kirche aus der Gründerzeit auf, gewidmet der Göttin der Gnade. Ihre Türen standen offen, sodass der Physiker das große Bildnis über dem Altar sehen konnte. Die Sonne schien durch das Buntglas und verlieh der Göttin einen besonderen Glanz. Als Kind hatte er häufig zu dieser Göttin gebetet. Er war in ihrem Zeichen geboren und erzogen worden.

Doch in der Schule verlor sich sein Glaube, während des Studiums lernte er tödliche Strahlen zu beherrschen und am Ende bezeichnete ihn die Priesterin als Diener Eloyms, dem Gott der Vernichtung, der das Ende aller Tage einläuten würde.

»Jetzt bin ich der Tod geworden, Zerstörer der Welten«, wisperte er.

»Was?«, fragte Airuda und schaute ihn an.

»Das dachte ein Physiker in jener Welt, in die ich von hier aus reiste. Er sagte es, als er die Wirkung der von ihm entwickelten Bombe sah und begriff, was er angerichtet hatte. *Jetzt bin ich der Tod geworden, Zerstörer der Welten.*«

»Welch eine Koinzidenz«, gab Airuda spöttisch zurück.

Die Kirche lag nun hinter ihnen, ebenso das einstige Kultur-Zentrum der Stadt. Theater und Kinos reihten sich hier aneinander. Noch immer waren die Ankündigungen und Plakate zu erkennen, die von *Action*, *Spannung* oder auch *Erotik* kündeten. Zerbrochene Schaukästen lagen auf den Gehwegen, rote Vorhänge flatterten aus eingeschlagenen Scheiben.

»Vor uns befindet sich das Super-Center.« Airuda deutete auf einen riesigen Komplex. Ein Kuppelbau inmitten der City. In ihm hatten auf

sieben Etagen über 1000 Geschäfte Platz gefunden, teils hoch spezialisiert, teils mit breit gefächertem Angebot. Supermärkte, Buchhandlungen und EDV-Zubehör fand man dort ebenso wie Kleider, Spezialitäten und Elektronik-Zubehör. Schon einmal hatte Markus im *Eltron* – einem Laden für Mikrotechnologie und Physik – Zubehör für den Bau der Zeitmaschine besorgt. Damals war er fast gestorben, denn gut hundert *Zombies* hatten sie überrascht.

Er fürchtete, dass es diesmal nicht anders sein würde.

»Wir fahren mit dem Van in das Center«, entschied Airuda. »Die Türen sollten breit genug sein. Wer weiß, vielleicht schaffen wir es sogar die breiten Förderbänder hinauf. Ich habe keine Lust, mich zu Fuß durch einen Pulk Untoter zu kämpfen.«

»Ich hoffe nur, der Van bleibt dabei nicht auf der Strecke«, murmelte Markus. »Wenn wir festsitzen, kann uns nur noch die Schleuse retten. Es kann dauern, bis die anderen begreifen, dass wir in der Falle sitzen.« »Wird schon schief gehen«, erwiderte Airuda zuversichtlich. Er trat das Gaspedal durch, verließ die Straße und holperte über einen hohen Bordstein, um kurz darauf durch die ehemalige Fußgängerzone zu jagen, die das Super-Center umgab.

Markus kniff die Augen zusammen, als er die Absperrung sah, die genau das verhindern sollte, was Airuda nun tat – mit einem Wagen in das Center zu fahren. Doch der Schlagbaum stellte für den Van keinen Hindernis dar. Der Kunststoff bog sich, ehe er brach und zur Seite geschleudert wurde. Im Rückspiegel sah Markus, dass sich mehrere *Zombies* auf den Weg gemacht hatten, dem Wagen zu folgen.

Die Türen des Centers standen offen. Nach wenigen Metern führten breite Förderbänder hinauf in den ersten Stock. Sie waren so großzügig dimensioniert, dass es Airuda wagen konnte.

Die Räder radierten über die Metallrillen, die Einkaufswagen einen sicheren Halt geben sollten. Airuda gab etwas mehr Gas, um die Steigung zu überwinden. Doch kaum oben angekommen, musste er hart abbremsen, wollte er nicht gegen ein paar schwere, steinerne Blumenkübel fahren, in denen sich noch Erde befand. Er riss das Lenkrad herum, rutschte an den Kübeln vorbei und beschleunigte wieder, um das nächste Förderband in Angriff zu nehmen.

»Das *Eltron* befindet sich im dritten Stock«, rief Markus. Er klammerte sich fest, konnte jedoch nicht verhindern, dass er durchgeschüttelt wurde. Noch schlimmer traf es die Leute auf der Ladefläche. Hin

und wieder polterte es, gefolgt von Schmerzensschreien oder wütenden Rufen.

»Wenn uns die *Zombies* nicht töten, dann seine Fahrkünste«, zischte einer so laut, dass es auch die beiden im Führerhaus hörten.

»So, einmal noch«, rief Airuda. Diesmal musste er nicht vom Gas gehen, sondern konnte mit Schwung das Band in den dritten Stock hinauffahren. Oben angekommen riss er das Steuer hart herum, prallte dabei gegen das Schaufenster einer Boutique und ließ das Glas mit einem lauten Knall zerplatzen. Doch dies tangierte ihn nicht. Sofort gab Airuda wieder Gas und bremste erst, als er vor dem *Eltron* stand.

»Wir sind da und es sind keine *Zombies* in Sicht. Obwohl es nicht lange dauern kann, bis sie kommen. Petr - du bleibst bei Markui. Ihr anderen helft mir, den Van zu sichern. Er ist unser Ticket hinaus. Sollte es hart auf hart kommen, befindet sich der Eingang zur Schleuse links von dem Video-Shop, der Code lautet 14-21-14-21.«

Markus stieß die Tür auf und sprang hinaus. Er wusste, dass es um Sekunden ging. Die Vorstellung, Stunden in der Schleuse zu sitzen, behagte ihm gar nicht. Doch so würde es kommen, wenn er zu lange brauchte.

Diese Schleusen waren praktische Erfindungen der Nachkriegs-Ära. Ursprünglich hatte es sich bei ihnen um Fluchtwege gehandelt, über die jedes Center verfügen musste. Um den *Jägern und Sammlern* eine sichere Zuflucht zu gewähren, hatte man bald nach dem Krieg all diese Fluchtwege mit den ohnehin vorhandenen Schließmechanismen gesichert und einen einheitlichen Code vergeben – eben *14-21-14-21*. Statt wie früher nur nach Ladenschluss waren die Fluchtwege nun ständig verriegelt. Kein *Zombie* konnte die Sperre überwinden, pure Gewalt half ebenfalls nicht. Diese Türen waren konstruiert worden, um Feuer, Explosionen und anderen Katastrophen standzuhalten. *Zombies* hatten keine Chance.

Auch die drei Begleiter sprangen nun von der Pritsche. Petr rannte sofort zu Markus, der bereits den Laden betreten hatte. Die anderen orientierten sich an Airuda. Dieser behielt die Förderbänder im Blick, die hinauf in den dritten Stock führten. Er konnte bereits die schlurfenden, schmatzenden Laute der Wesen hören, die langsam den Weg nach oben fanden.

III

Ken saß auf seinem Bett und streichelte versonnen Claires Kopf. Es bedurfte keiner Worte, um ihr seine Zuneigung zu zeigen. Die Zeit schien stillzustehen, nichts anderes war mehr wichtig als die Nähe zu ihr.

»Du wirst ihnen doch helfen, oder?«, fragte die Studentin nach einer Weile. »Das, um was uns Airasha gebeten hat, meine ich. Du wirst es tun?«

»Ich habe es vor. Aber was mache ich, wenn sie wirklich ... eine natürliche ... Du weißt schon. Könntest du damit leben, dass ich zu wildfremden Frauen gehe und mit ihnen schlafe?«

Claire schaute Ken an. Erst jetzt wurde ihr klar, was dies bedeutete. Der Aspekt der Hilfe, die Not der Menschen hatte für sie an erster Stelle gestanden. Doch nun wurde ihr klar, was dies eventuell für Ken bedeutete.

Seine Frage war berechtigt – würde sie es verkraften, wenn er mit fremden Frauen schlief? Selbst wenn es praktisch gesehen nicht um Liebe oder Lust ging, sondern nur einem Zweck diene; der Fortpflanzung. Sie selbst hatte ihre Unschuld ein Jahr zuvor verloren, war aber alles andere als promisk. Sie hatte nur dann Sex mit einem Mann, wenn sie etwas für ihn empfand. Nicht als Zeitvertreib oder der Orgasmen willen, wie es manch andere Studentinnen hielten.

Von Ken würde verlangt, genau das zu tun. Sex zu haben mit Frauen, die ihm nichts bedeuteten. Es war illusorisch anzunehmen, dass er dabei keinen Spaß empfand.

»Ich glaube«, murmelte sie nach einer Weile, »das würde mir etwas ausmachen. Hier zu liegen und zu wissen, dass du ...«

»Umgekehrt wäre es nicht anders. Also sollte ich meine Hilfe auf *künstliche Befruchtung* beschränken, meinst du nicht auch?«

»Auf jeden Fall.« Claire griff nach seiner Hand und legte sie auf ihren Bauch. »*Ich* möchte dich jedoch so natürlich wie es nur geht«, flüsterte sie dabei.

IV

»Beeilt euch, sie kommen!«, rief Airuda. Die *Zombies* hatten den dritten Stock erreicht und schlurften nun in Richtung Van.

Markus zwang sich zur Konzentration Er spürte den Druck, doch noch hatte er nicht, was sie brauchten. Ein paar Teile fehlten noch, um die Zeitmaschine entsprechend aufwerten zu können. Vor allem benötigte er Teile, die eine deutlich höhere Energie verkräfteten und in die entsprechenden Bereiche leiteten.

Die ersten Schüsse fielen. Laut hallten sie in dem Center wider.

»Wir müssen hier raus«, rief Petr. Schweiß glänzte auf seiner Stirn.

»Kommen Sie, Doktor. Sonst sitzen wir in der Falle.«

»Nur die Ruhe«, mahnte Markus. »Es bringt nichts, unverrichteter Dinge nach Hause zu fahren. Wir brauchen noch etwas Zeit. Sag das Airuda. Er soll uns noch mindestens fünf Minuten verschaffen.«

»Fünf Minuten?«. Petr, der an der Tür stand und die *Zombies* sah, klang schrill. »Wir haben nicht einmal mehr eine Minute. Wir müssen hier weg.« Er lud das Gewehr durch und zielte auf die Wesen, die beständig näher kamen.

Wieder fielen Schüsse. Einige der *Zombies* wurden getroffen, stürzten und behinderten so die Nachfolgenden. Doch anders als in dem kleinen Center im Suburb war der Weg hier derart breit, dass sich die Front der Leiber nicht stoppen ließ.

»Wie lange noch?«, rief Airuda. »Wenn wir nicht in den Wagen steigen, kommen wir nicht mehr weg.«

Markus schaute auf. »Dann fährt hinab, ich komme über die Schleuse nach. Ich brauche einfach noch etwas. Sonst kann ich die Maschine nicht umbauen.«

»Idiotisch«, kam es zurück. »Wenn wir fahren, bist du hier in dem Laden eingeschlossen. Das können wir nicht machen.«

Der Physiker riss ein paar Kisten aus den Regalen und begann, sie hektisch zu durchwühlen. Schweiß glitzerte auf seiner Stirn, während wieder Schüsse fielen.

Auch Petr feuerte nun. Doch dann ließ er die Waffe sinken und lief zu Markus. »Wir müssen los. Also kommen Sie jetzt.« Er griff derb nach dem Arm des jungen Wissenschaftlers. »Airuda will einsteigen.«

Markus schüttelte ihn ab. »Nein, ich brauche noch etwas. Ich *muss* die Sachen finden, sonst kann ich die Zeitmaschine nicht umrüsten.« Er starrte dem Mann in die Augen. »Meine Forschungen haben dazu beigetragen, diese Menschen da draußen in *Zombies* zu verwandeln. Wegen mir befinden sich die Menschen in *New Hope* in einer hoffnungslosen Situation. Wenn ich jemandem helfen kann, dann tue ich es. Selbst

wenn es gefährlich wird.«

»Fuck«, stieß Petr aus und eilte zur Tür. »Er will nicht gehen«, rief er Airuda zu. »Was soll ich machen?«

»Einsteigen. Wir fahren nach unten, mähen dabei so viele um wie es geht und warten an der Schleuse.«

Markus nickte und setzte seine Arbeit fort. Er hörte den Motor des Wagens angehen, während Petr die Tür des Ladens schloss und von innen verriegelte. »Wenn er bleibt, dann bleibe ich auch. Ohne Gewehr hat er keine Chance.«

Airuda gab Gas.

»Nimm dir eine Kiste, mach sie leer und packe ein, was ich hier neben der Kasse aufgestapelt habe«, rief Markus. »Nur noch zwei Teile, dann habe ich es.«

Als er aufschaute, sah er die ersten *Zombies* vor dem Laden auftauchen. Sie schlurften an der Tür entlang, ehe sie sich behäbig umdrehten und ihre Gesichter gegen die Scheibe drückten. Hinter ihnen ließ Airuda die Scheibe des Vans herunter, streckte das Gewehr hinaus und feuerte. Dann gab er Gas.

»Es werden immer mehr«, keuchte Petr. »Meine Güte, schauen Sie sich das an. Wir ... wie sollen wir jemals dort hinauskommen?« Er schaute Markus an, während er eilig die Dinge einpackte, die der Physiker zur Seite gelegt hatte.

»Gar nicht, denn das wäre illusorisch. Sobald wir die Tür öffnen, schwappen die hinein, trampeln über uns weg und ...« Er verkniff sich die Schilderung dessen, was diese Kreaturen *wahrscheinlich* mit ihnen anstellen würden. Er wollte den jungen Mann nicht allzu sehr schockieren.

»Gar nicht?«, fragte Petr fassungslos. »Soll das heißen, wir warten hier drinnen, bis diese *Zombies* das Glas der Scheine eindrücken? Das ... dann werden wir hier niemals wieder rauskommen.«

»Nur die Ruhe«, wiederholte der Physiker. »Ich habe nicht vor, Selbstmord zu begehen.« Er riss eine Schublade auf. »Ah, da ist es ja.«

»Wie soll ich ruhig bleiben?«, fragte Petr entgeistert. »Schauen Sie sich das an. Da – sie drücken gegen das Glas. Die Scheibe biegt sich bereits. Wir werden hier drinnen sterben, ist Ihnen das klar? Wir werden sterben und das ist alleine Ihre Schuld.«

»Wenn wir hier drinnen sterben, ist es in der Tat meine Schuld. Aber ich habe nicht vor, hier und jetzt abzutreten.« Markus kletterte auf den

Verkaufstresen und öffnete eine Klappe über der Kasse. Er sah, dass unzählige *Zombies* gegen die Scheiben drückten. Manche kratzten auch über das Glas. Ein älterer Mann war in die Knie gebrochen. Sein Kopf wurde gegen die metallenen Griffe der Tür gepresst. Blut floss aus seinen Augen, seine Nase war bereits abgeknickt. Fasziniert von dem Grauen, das sich Markus bot, schaute er auf den Alten. Er sah, wie dessen Schädel durch den Druck barst.

»Shit«, keuchte Petr. »Ist das unser Fluchtweg?«

»Ja.« Markus wurde aus seinen Gedanken gerissen, griff in den Schacht und zog sich an einer im Inneren angebrachten Sprosse nach oben. Es fiel ihm nicht leicht, sich in die Höhe zu hangeln. Doch zu seinem Glück beschrieb der Schacht nach kaum einem halben Meter einen Knick und verlief anschließend waagrecht zu den Geschäften rechts und links des *Eltron*.

»Schieb die Kiste in den Schacht«, rief der Physiker, »und komm mir nach. Vergiss aber nicht, die Luke wieder zu schließen.«

»Bin schon unterwegs.«

Ein Knirschen erklang. Spinnennetzartige Risse liefen über die Scheibe. Noch hielt das Sicherheitsglas. Aber es war nur noch eine Frage von Sekunden, wie Petr schätzte.

Er nahm die Kiste und schob sie vor. Anschließend schwang er sich in den Schacht, drehte sich in der breiten Metallröhre und schloss die Klappe. Anschließend folgte er Markus, der bereits so rasch wie möglich nach links robbte.

Unter ihm erklang ein lautes Bersten. Die *Zombies* waren durchgebrochen. Schlurfende und schmatzende Geräusche begleiteten die beiden Männer auf ihrem Weg durch den Schacht.

»Wohin willst du?«, fragte Petr nach ein paar Sekunden. »Sollten wir nicht in den nächsten Laden springen und von dort zur Schleuse laufen?«

»Nein«, entschied Markus. »Wir folgen der Röhre noch ein Stück. Wenn ich mich nicht irre, führt sie an einer Abzweigung in die Höhe. Wir sollten unser Glück im vierten Stock versuchen. Meiner Meinung nach sind es zu viele *Zombies*, sodass wir keine Chance hätten.«

»Wir werden sterben. So ist es doch, Doktor Becker. Wir werden in diesem beschissenen Center sterben.«

»Nein, werden wir nicht.« Markus kletterte, so schnell es nur ging. Er wusste, dass Airuda auf sie wartete. Aber er wusste nicht, wie lange.

Schließlich erreichte er jene Stelle, an welcher der Schacht sowohl in die Tiefe als auch in die Höhe führte. Schneller ging es, wählten sie den Weg nach unten. Sicherer war es jedoch, in die Höhe zu klettern. Sprossen führten an der Metallwand nach oben.

Der Physiker versuchte, sich zu orientieren. Airuda hatte das Center vermutlich verlassen müssen, fuhr jedoch vor dem Eingang auf und ab, um jederzeit ins Innere fahren und sie an der Schleuse aufnehmen zu können. Kletterten sie in die Tiefe, kamen sie nicht einmal in der Nähe der Zuflucht heraus. Das bedeutete, dass sie von Airuda nicht gesehen wurden.

»Hoch.«

Er erklimmte die Sprossen und schaffte es, sehr schnell den vierten Stock zu erreichen. Petr hatte mehr Mühe, denn er musste nicht nur seine Waffe tragen, sondern auch die Kiste mit dem Zubehör.

Ungeduldig wartete Markus, bis sein Begleiter ebenfalls die vierte Etage erreicht hatte. Erst dann kroch er zu einem der kleinen Abzweigungen, die hinab in einen Laden führten.

»Ich gehe vor und sondiere die Lage, du bleibst zurück«, wisperte er. Nun hieß es, leise zu sein. Es war nicht auszuschließen, dass sich auch hier oben *Zombies* aufhielten.

»Ich soll auf Sie aufpassen«, gab Petr zurück. Also ...«

»Ich gehe vor, du bleibst hier«, zischte Markus. Er hatte keine Lust, sich mit seinem Begleiter zu streiten. *Könnten mich Dan und Ken so sehen*, dachte er. Doch dann verzog er den Mund. Seine Freunde wussten, dass er nicht der scheue Student war.

So vorsichtig wie eben möglich öffnete er die Klappe und sah, dass sich unter ihm ein Sportgeschäft befand. Die Tür war geschlossen, der Laden frei von *Zombies*.

Vorsichtig ließ sich Markus auf die Ladentheke und schaute hinaus.

»Hier ist kein einziger *Zombie* zu sehen, der Weg zur Schleuse frei.

»Komm nach«, wisperte er gerade so laut, dass es Petr verstand. Er nahm die Kiste mit dem Zubehör entgegen, sprang von der Theke und ging zur Tür. Noch immer war keines dieser armen Geschöpfe zu sehen.

Petr verschloss die Luke wieder und folgte Markus hinaus. Ungehindert erreichten sie die Schleuse, öffneten die Tür und konnten die Treppe hinab laufen.

»Ich dachte, wir seien verloren«, murmelte der junge Mann, während

sie hinab ins Erdgeschoss eilten. »Ich konnte mir nicht vorstellen, wie wir aus dieser Falle hinauskommen sollen. Woher wussten Sie von den Schächten?«

»Meine Mutter arbeitete in dem Center, daher kenne ich mich etwas aus. Aber das muss in einem anderen Leben gewesen sein.« Sie erreichten das Erdgeschoss, öffneten die Tür und sahen den Van nicht weit entfernt stehen. Im Inneren regte sich nichts und auch der Motor war ausgeschaltet. Nur wenige *Zombies* rüttelten an dem Wagen.

»Wir müssen spurten«, zischte Markus. Er nickte Petr zu, dann lief er los. Schon wuchs der Van vor ihm in die Höhe.

Hinter ihm erklangen die hektischen Schritte seines Begleiters.

Ein paar der *Zombies* wandten sich ihm zu, einer streckte seine Arme aus, um ihn zu erreichen.

Hinter ihm klickte die Waffe, dann donnerten Schüsse. Wieder und wieder. Aber auch aus dem Wagen heraus wurde geschossen. Jener *Zombie*, der Markus hatte packen wollen, brach unmittelbar vor ihm zusammen. Ein hässliches Loch klaffte in seinem Schädel.

Markus versuchte noch auszuweichen. Doch nun erging es ihm wie zuvor den Kreaturen – er konnte nicht mehr stoppen, stolperte über den leblosen Leib und stürzte.

Er nahm den stechenden Gestank des Toten wahr, spürte aber auch die Berührung eines anderen *Zombies*. Finger krochen über seine Beine, Sabber lief ihm ins Gesicht.

Erneut fielen Schüsse, Blut und Knochen regneten auf Markus nieder. Ein scharfer Schmerz durchzuckte sein Bein, als sich Zähne in seinen Unterschenkel bohrten.

Entsetzt schrie er auf.

Kapitel 7

I

»Und ich sage, dass wir das nicht zulassen dürfen. Wir haben diese Welt zerstört, wir sind für die unseligen Kreaturen in den Städten verantwortlich. Wir können nicht die Flucht ergreifen, um uns in einer anderen Welt ein besseres Leben zu machen. Wir müssen büßen. Tut Buße, denn das verlangen die Götter von uns.«

Die Stimme des alten Mannes klang keifend. Er hatte vor dem Ein-

gang zu der unterirdischen Anlage von *New Hope* einen Tisch platziert und sich darauf gestellt, um von einer erhöhten Position aus sprechen zu können. Mehrere Männer und Frauen standen neben ihm und hörten zu.

»Es war ein Frevel, Doktor Becker diese Zeitreise zu erlauben und es ist ein Frevel, nun mit dieser unseligen Maschine zu fliehen. Wie müssen bis zum bitteren Ende ertragen, was wir uns selbst zugefügt haben. Ja, das müssen wir.«

Priesterin Lyandra, die unter den Zuhörern war, stieß verärgert die Luft aus. »Und wer sagt, dass wir das müssen? Wer sagt, dass wir hierzu verdammt sind?«

»Die Götter«, stieß der Mann verärgert aus. »Sie haben zu mir gesprochen. Zu dir sprechen Sie seit dem Krieg nicht mehr, oder?«

Lyandra spürte die Scham aufsteigen. Ihre Wangen färbten sich rot, sie senkte den Blick. Was dieser Mann sagte, stimmte. Seit dem Krieg hatte sie die Stimme der Götter nicht mehr vernommen.

War es möglich, dass sie sich ein neues Sprachrohr gesucht hatten? Jemanden, der ihren Willen verkündete?

Sie verwarf den Gedanken wieder und fasste sich. »Das ist Unsinn. Die Götter zwingen uns nicht, in dieser Welt zu verweilen. Sie haben uns nicht nur Doktor Markui Becker gesandt, sondern auch drei Zeitreisende aus einer fremden Welt. Wir haben nun wieder Hoffnung. Ist das nicht ein Zeichen der Götter?«

»Nein. Es ist die Versuchung. Wir haben einmal dem nachgegeben, was wir für *richtig* hielten und damit einen Krieg vom Zaun gebrochen, der uns an den Rand der Vernichtung führte. Nun werden wir erneut in Versuchung gebracht. Geben wir dem nach, ist dies unser aller Ende. Wir werden sterben bei dem Versuch, unserem Elend zu entfliehen.«

»Schluss damit.« Die Priesterin breitete die Arme aus. Sie hatte nun einen herrischen, stolzen Gesichtsausdruck. »Ich verbiete dir diese Reden. Gehe von dem Tisch runter und gib Ruhe.«

»Wir werden sterben«, wiederholte der Mann trotzig, kam aber der Aufforderung nach. Binnen weniger Sekunden zerstreute sich die Zuhörergruppe.

»Er ist offenbar nicht begeistert von dem Plan«, sagte Ken, als Priesterin Lyandra an ihm und Claire vorbei ging. »Gibt es noch mehr wie ihn?«

»Er hat sicherlich bald seine Anhänger, die ihm und nicht mir oder

den Eldern vertrauen. Wir ahnten, dass nicht alle Bewohner mit uns in eine andere Welt reisen würden. Manche halten an dem fest, was sie haben. Es ist ihr gutes Recht – solange sie wissen, was dies für die Kolonie bedeutet.«

Die Geistliche strich mit der Hand über Kens Wange. »Ich habe von Airasha gehört, dass du uns helfen möchtest, sollte es notwendig werden. Das ist großmütig von dir. Die Götter werden auf dich nieder lächeln.«

Damit ging sie ins Innere.

»Ja, die Götter ...« Der Student schüttelte den Kopf.«Egal, wie schlecht es den Menschen auch geht, sie verlieren nicht ihren Glauben. Das ist faszinierend.«

»Manchmal ist der Glauben alles, was man noch hat. Er gibt Hoffnung und lässt die Menschen auch dann durchhalten, wenn es schlecht um sie steht.«

Claire legte ihren Kopf gegen seine Schulter. Dabei beobachtete sie den Alten, der in der Tat ein paar Anhänger um sich gescharrt hatte. Sie diskutierten, doch was gesagt wurde, vermochte sie nicht zu verstehen.

»Denkst du, das könnte ein Problem werden?«, flüsterte Ken nach ein paar Sekunden. »Ich weiß ja nicht, wie das hier ist. Aber in *unserer* Welt sind solche Fanatiker gefährlich.«

»Fanatiker sind *überall* gefährlich«, hörte er eine brummige Stimme hinter sich erklingen. Ken drehte den Kopf und sah seinen Freund Dan.

»Hier seid ihr also. Ihr gebt ein hübsches Paar ab.«

»Ähm ... ja.« Ken wusste nicht so recht, was er sagen sollte. Er fühlte sich ein wenig unwohl, denn auch Dan hatte sich für Claire interessiert. Die Studentin hingegen schenkte dem Student lediglich einen schmutzigen Blick, ohne den Kopf von Kens Schulter zu nehmen.

»Ich habe es mir anders überlegt«, grummelte Dan nach ein paar Sekunden. »Wenn es wirklich so ist, dass die Leute hier bleiben müssen, dann ... werde ich ihnen auch helfen.«

»Das ist gut«, rief Claire zufrieden. »Ich wusste, dass du es noch kapieren würdest.« Sie lachte leise, ehe sie wieder zu dem Fanatiker schaute. Er stand auch weiterhin inmitten der Gruppe. Inzwischen sprach er deutlich lauter und auch erregter. Er gestikuliert wild.

»Er redet sich in Rage«, wisperte Ken. »Und sieh nur, wie sie alle nicken.«

»Jemand sollte ihn im Auge behalten«, grummelte Dan. »Aber das ist

nicht unsere Aufgabe. Wir sind hier nur Gäste. Ich genieße es, zivilisiert behandelt zu werden. Trotz des Grauens, das außerhalb der Kolonie lauert.«

»Da sagst du was«, gab ihm Ken recht. »Gehen wir wieder rein, hier draußen ist es zu heiß.« Er schaute prüfend hinauf in den Himmel. Die Sonne war gewandert und stand nun tief. »Ich hoffe, Markus kommt bald zurück. Immerhin muss er sich mit den *Zombies* rumschlagen.«

»Ja.« Claire strich sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht. Der Wind trieb Sandkörner durch das Lager, es roch staubig. »Ich weiß nicht, wie ich mich ihm gegenüber verhalten soll. So, als sei nichts geschehen? Oder lassen wir ihn spüren, dass wir sein Verhalten uns gegenüber verurteilen?«

»Wir wissen nicht einmal, was er plant«, gab Ken zu bedenken. »Vielleicht ist dies sein letzter Sprung. Er drückt uns die Zeitmaschine in die Hand und bleibt bei seiner Schwester und all den anderen.«

»Diese Möglichkeit habe ich noch gar nicht in Betracht gezogen«, gab die junge Frau zu. »Das wäre ... seltsam. Wir gehören doch irgendwie zusammen, oder? Auch wenn er kein Student ist oder aus unserer Welt kommt. Trotzdem ist er unser ... Freund.«

Sie gingen zu dritt hinein. Kaum hatten sie die unterirdische Anlage erreicht, spürten sie die wohltuende Kühle. Auch roch es hier unten deutlich besser. Ein wenig nach Zitrone, frisch und sauber. Sand und Staub wurden von den Pumpen ausgefiltert, die frische Luft in die Anlage pressten und die verbrauchte absaugten.

II

Markus schlug um sich. Wieder biss einer der *Zombies* zu, diesmal in seine Hand. Tränen traten ihm in die Augen, während um ihn herum das Inferno tobte. Schüsse fielen, Leiber kippten zur Seite und Blut floss.

So ist es also, wenn man bei lebendigem Leibe gefressen wird. Welch ein bescheidenes Gefühl. Markus trat gegen den Kopf eines *Zombies*, der nach ihm schnappte. Es gelang ihm, ihn zur Seite zu stoßen.

Dann entstand um ihn herum plötzlich ein Ring, in dem sich keine der Kreaturen mehr aufhielt. Starke Hände zerrten ihn in die Höhe.

»Schnell, in den Wagen«, donnerte Airuda. »Wir müssen hier weg.« Wie benommen kam Markus der Aufforderung nach und schob sich

durch die offene Tür in den Van. Er sank auf den Sitz, während Petr die Tür ins Schloss warf.

Sekunden später jaulte der Motor auf. Der Wagen machte einen Satz nach vorne, begrub mehrere *Zombies* unter sich und holperte über den Gehweg. Wieder wurden sie durchgeschüttelt. Aber all das nahm Markus nur am Rande wahr.

»Bist du schwer verletzt?«, wollte Airuda wissen, nachdem sie die Straße erreicht hatten und damit außer Gefahr waren.

»Was?«, fragte der Physiker verständnislos.

»Ich habe gefragt, ob du schwer verletzt bist.«

Markus besah sich seine Hand. Das Fleisch war an einer Stelle herausgerissen worden. In der umgebenden Haut waren Zahnabdrücke zu erkennen, Blut lief aus der Wunde. Als er den Blick senkte und zu seinem Bein schaute, sah er, dass die Verletzung an seinem Unterschenkel ähnlich aussah. »Nein, ich werde es überleben.«

»Hoffentlich. Du weißt ja, wie infektiös diese Wesen sind. Die haben Krankheiten, von denen nicht einmal Airasha etwas gehört hat.«

»Ja ...« Markus schloss die Augen und versuchte, das Grauen zu verdrängen. Doch schon schoben sich grässliche Bilder vor sein geistiges Auge. Er sah sich wieder auf dem Boden liegen, spürte das Blut der Menschen auf sich fließen und empfand den Schmerz, als sich die Zähne in sein Fleisch bohrten.

Er blickte wieder auf, klappte die Sonnenblende hinab und besah sich im Spiegel.

Blut klebte auf ihm. Das Blut der Menschen besudelt ihn, die seine Begleiter hatten erschießen müssen.

»Sie hätten mich fast erwischt. Dabei sah es so aus, als sei der Weg frei. Doch plötzlich waren sie da und ...«

»Ja, keine Ahnung, wie das passieren konnte. Manchmal geht es mit dem Teufel zu. Nun ja, du hast es geschafft – das zählt.«

»Ja ...« Markus schloss wieder die Augen. »Wir konnten zusammentragen, was wir brauchen. Ich bin zuversichtlich, dass wir die Reise unternehmen können. Zumindest, wenn ich die Zeitmaschine verstärken kann.«

»Du bist der Doc, Doc. Wenn du es nicht schaffst, schafft es keiner. Ich will dich nicht unter Druck setzen, aber von dir hängt sehr viel ab.« Markus nickte nur. *Ein Glück, dass er mich nicht unter Druck setzen will*, dachte er dabei bitter.

Sie ließen die Stadt hinter sich. Die Sonne war bereits ein gutes Stück gewandert. Nicht mehr lange, und der Abend würde anbrechen. Nicht nur Markus fragte sich, ob dies einer der letzten Abende in dieser Welt sein würde.

Sie passierten *Cresta Home* und anschließend das Suburb. Markus schaute aus dem Fenster, doch in Gedanken war er bereits dabei, die Zeitmaschine zu modifizieren. Man musste sie anfassen, damit eine Reise möglich war. Er konnte eventuell ein Gestell entwickeln und mit der Maschine verbinden, sodass sich jeder an ihr festhalten konnte. Doch seiner Meinung nach musste die Maschine auch anders funktionieren. Das Kraftfeld, das sie zur Reise in fremde Zeiten und Welten aufbaute, musste sich ausdehnen lassen. Zum einen auf Menschen in der unmittelbaren Nähe wie auch auf Leute, die etwas weiter entfernt standen.

Dies wäre sehr viel praktischer, weil man sich auf diese Weise lediglich in einem geschlossenen Raum befinden musste, nicht aber in unmittelbarer Nähe zur Zeitmaschine.

Andererseits warf dies auch Fragen auf. Was geschah mit dem Inventar in einem solchen Raum? Wie weit reichte der Radius und konnte das Kraftfeld im Zweifelsfalle auch eine Tür, eine Mauer oder Glas durchdringen?

Ich sollte mich doch für das Gestell entscheiden. Wer will, versammelt sich im alten Flugzeughangar, sucht sich einen Platz an der Maschine und dann ... 'hasta la vista'.

Der Plan klang in der Theorie sehr gut.

Markus hoffte, dass er sich auch so einfach in die Tat umsetzen ließ.

Kapitel 8

I

»Wie geht es deiner Hand?«, fragte Claire leise, während sie das Labor von Markus betrat. Der Wissenschaftler stand hinter einem Pult und versuchte, die Kapazität der Zeitmaschine zu erhöhen. Hier, in seinen Räumen und ausgestattet mit seinen Instrumenten war er in der Lage, auch die letzten noch offenen Fragen im Bezug auf Evans Erfindung zu beantworten. Dies ermöglichte ihm nicht, die Welt auswählen zu können, in die sie reisen würden. Doch zumindest war er nun imstande,

eine alternative Energiequelle für Notfälle zu implementieren. Seit ihrem zweiten Sprung quälte er sich mit dem Problem herum, an einem völlig unwirtlichen Ort zu landen, in einer lebensfeindlichen Umgebung. Sprangen sie zum Beispiel in eine Polarregion, blieb ihnen keine Zeit, um die Maschine neu aufzuladen. Sie mussten *sofort* reagieren und springen können, wollten sie überleben. Bei Minus 30 Grad konnte man ohne die entsprechende Ausrüstung wenige Minuten durchhalten, keinesfalls aber Stunden.

»Es schmerzt noch ein wenig, doch zumindest wird sie nicht abfaulen. Airasha hat sie versorgt. Und auch die Wunde am Bein. In meinem Körper zirkuliert nun mehr Antibiotika als Blut, aber das ist okay.« Die Studentin lachte pflichtbewusst, während sie an die Maschine herantrat. »Weißt du, wie es weitergehen wird? Wenn dieser Sprung funktioniert und die Menschen hier in eine andere Welt fliehen können ...« »Was meinst du?«, wollte Markus wissen.

»Wirst du bei ihnen bleiben, oder ...«

Der Physiker setzte seine Brille ab und putzte sie. »Ich werde ein Fremder sein in der Welt, in die wir von hier springen. Warum sollte ich bei ihnen bleiben? Jene Welt, aus der wir vier kommen, ist mir inzwischen näher als diese hier. Einzig meine Schwester wäre ein Grund, zu bleiben. Doch wie das im Leben ist – Geschwister gehen auseinander.«

Die Studentin nickte. »Ich habe mit den anderen gesprochen. Auch wenn du uns belogen hast, so haben wir dir doch einiges zu verdanken. Wir werden vergessen, was vorgefallen ist – sofern du uns versprichst, künftig ehrlich zu uns zu sein. Keine Lügen mehr, kein Verschweigen der Wahrheit.«

Markus nickte. »Einverstanden. Ich werde mich bemühen, daran zu denken.« Er griff nach einem feinen Instrument. »Ich will nicht abweisend wirken, aber wenn du mich nun arbeiten lassen könntest ... Die Elder können sehr drängend sein, wenn sie auf etwas warten.«

Claire nickte und verließ den Raum. Es gab ohnehin nicht mehr viel zu sagen.

Markus hingegen begann, die zweite Energiequelle einzubauen. Dabei erinnerte er sich an jene Wochen, in denen er mit Professor Marquett in diesem Labor gearbeitet hatte. *Wäre der Krieg nicht gekommen, dir wäre eine glänzende Karriere in der Gemeinschaft der Physiker gewiss gewesen*, hatte sein Mentor gesagt. *Nun, vielleicht gelingt es*

uns, dir diese Gelegenheit zu verschaffen.

Das größte Problem, vor dem sie damals standen, und das auch nun wieder auftrat, war die Ungewissheit. Es gab keine Möglichkeit, die Zeitmaschine zu testen. Löste er sie aus, war er weg. Und *das* hätte nicht nur seine Freunde aufgeregt, sondern auch die Elder und all die anderen, die sich auf ihn verließen.

Er kicherte leise bei der Vorstellung, sich auf diese Weise aus dem Staub zu machen. Ein Gedanke, der ihm nie gekommen wäre.

So, und nun das Gestell anbringen, dachte er, nachdem er die Energiequelle eingesetzt hatte. Er schaute zu einem Gestänge, das nicht weit entfernt auf dem Boden lag. Er hatte es nicht selbst gebaut, sondern bauen lassen. Im Grunde war es eine simple Bastelarbeit, die nur ein einziges Mal funktionieren musste. Er hatte Terrence damit beauftragt, und der wiederum war mit ein paar Helfern zu Werke gegangen. In weniger als zwei Stunden war das Gestell fertig. Hässlich, simpel – aber funktional. Das zumindest hoffte Markus. *Doch dazu muss ich in die Halle.*

Er griff nach der Zeitmaschine und verließ den Raum. Unterwegs bat er Airuda, das Gestell aus dem Labor zu holen. *Ich benutze mein Hirn, andere ihre Muskeln. Das ist eine gute Arbeitsteilung.*

II

»Wir brechen auf«, rief Claire, während sie den kleinen Gemeinschaftsraum betrat. »Markus hat die Maschine modifiziert, die Priesterin ruft die Leute zusammen. Wir sollen in den großen Hangar kommen.«

Die beiden Studenten sprangen von ihren Stühlen.

»Also dann, auf zu einem weiteren Zeitsprung. Hoffen wir, dass er uns nach Hause bringt«, rief Ken. Er griff nach Claires Hand und zog sie zu sich.

»Hoffen wir es«, wisperte sie und küsste ihren Freund.

»Zuckersüß«, kommentierte Dan die Szene. »Ich bekomme schon Diabetes. Wenn wir dann könnten ... Den Letzten beißen bekanntlich die Hunde.«

»Das Wort *beißen* solltest du in Markus' Nähe nicht in den Mund nehmen«, lachte Claire, während sie Ken zur Tür zog. »Die Wunde ist zwar bereits nahezu verheilt, doch er hat sicherlich genug von Zähnen

und Bissen.«

»Ja, von Zähnen hat er bestimmt *die Schnauze voll*«, witzelte Dan.

Sie gingen lachend den Flur entlang, verließen die Unterkunft und eilten zu dem großen Hangar. Durch das offenstehende Rolltor konnten sie die Menschen sehen, die sich darin um einen seltsamen Aufbau drängten.

»Ich hoffe nur, das geht gut«, flüsterte Claire. Sie sah die Stangen und die Menschen und begriff, dass dieser Sprung anders sein würde als die anderen zuvor. Was, wenn sich Markus verrechnet hatte? Was, wenn die Energie nicht ausreichte, um sie alle in eine andere Welt zu transportieren?

»Kommt hierher, direkt an die Maschine«, rief Markus, als er seine Freunde sah. Er wollte, dass sie neben ihm standen. Reichte die Energie nicht, um all die *Flüchtlinge* zu transportieren, waren jene direkt an der Zeitmaschine doch sicher.

Die drei Studenten bahnten sich einen Weg durch die Menschenmasse, die sich in dem Hangar versammelt hatte. Die meisten trugen einfache Rucksäcke. Manchen starrten ängstlich auf die Stangen, andere waren nahezu euphorisch. Die Luft war erfüllt von einem unterschwelligem Gemurmel. Einerseits sehnten sie den Augenblick des Aufbruchs herbei, andererseits fürchteten sie ihn.

»Es sind nicht alle unserem Aufruf gefolgt«, erklärte die Priesterin, die wie die Elder an den Stangen neben Markus stand.

Vier Querstreben gingen von der Zeitmaschine ab. Diese wiederum waren durch sechs kreisförmige Stangen verbunden, sodass der Aufbau einem rudimentären Spinnennetz glich, in dessen Mitte sich jedoch kein Arachnoide befand, sondern eben die Zeitmaschine.

»Der Alte und seine Anhänger?«, fragte Claire.

Die Priesterin nickte. Sie schaute zu Lindsay, die ebenfalls in unmittelbarer Nähe ihres Bruders stand. »Was ist mit Professor Marquett?«

Die junge Frau schaute zu Airasha. Tränen schimmerten in ihren Augen und sie brauchte einen Moment, ehe sie sprechen konnte. »Er ist für immer eingeschlafen. Sanft, ohne Schmerzen ...«

Claire brauchte einen Moment, ehe sie begriff. Erst, als auch die Ärztin den Kopf senkte, fiel der Groschen. *Eingeschlafen ...*

»Gut, dann ...« Die Priesterin räusperte sich, um eine kleine Ansprache zu halten. Doch noch bevor sie etwas sagen konnte, stürmten mehrere Männer und Frauen den Hangar, bewaffnet mit Gewehren.

»Nein«, rief jener, der gegen den Plan der *Weltenreise* gewettert hatte.

»Niemand wird diese Welt verlassen. Wir haben sie zerstört und wir werden die Strafe ertragen.« Er legte an und zielte auf Markus. Hass und Irrsinn blitzten in seinen Augen auf. »Die Götter verlangen Buße von uns, und der Massenmörder wird als erstes Büßen. Er ...«

Markus drückte den Knopf. Die Maschine blitzte auf, ein lautes Summen erklang. Es wurde schlagartig eiskalt und stockdunkel. So, als habe jemand die Sonne ausgesperrt.

Ein Schuss fiel, jemand schrie auf.

Dann herrschte absolute Stille, denn die *Weltenreise* hatte begonnen. Was bisher eine Sache von Sekunden gewesen war, dauerte nun sehr viel länger.

Was geschieht mit uns?, dachte Claire entsetzt. Sie spürte ein unangenehmes Ziehen, das sich rasch zu einem heftigen Schmerz steigerte. Sie wollte schreien, aber ihre Stimme versagte ihr den Dienst. Sie konnte nicht einmal mehr fühlen, ob sie noch eine Zunge besaß. Es war, als würde sich ihr Körper auflösen.

Ich höre auf zu existieren. Ich ...

Auch ihre Gedanken zerfaserten. Übrig blieb nichts als Schwärze und Stille ...